Polit. G.
982 h

<36623547640011

<36623547640011

Bayer. Staatsbibliothek

Pol. g. 982 h

Wahrscheinlichkeiten,

von einem

unpartheyischen Beobachter entworfen.

Veritas odium parit.

R

Philadelphia, 1785.

Bayerische Staatsbibliothek München

Das Verdienst der Wahrheitsliebe erzeugt den Neid, wie der Körper den Schatten.

Pope.

An den Leser.

Es kommt selten eine Schrift zum Vorschein, die nicht auf irgend einen besondern Gegenstand sollte gedeutet werden, wenn sie auch gleich in den allgemeinsten Ausdrücken verfaßet ist. .... Man hat Ursache zu vermuthen, daß diesen Wahrscheinlichkeiten ein gleiches Schiksal bevorstehen dörfte: dies veranlaßte den Verfaßer derselben, zu desto beßerm Verständnis und Verhütung aller Misverständniße dieser seiner Gedanken, sich dahin zu erklären:

Er hat vorzüglich für jenes Land geschrieben, wo alles das vereinigt anzutreffen ist, was er hierinnen berührte, und

mit seinen abweichenden Vorstellungen in Vergleichung sezte: .... er ist kein Inwohner des Landes, welches ihme etwa, nach der vermuthlichen Deutung des Publikums, im Sinne gelegen seyn mußte, als er seine Beobachtungen in der unbefangensten Absicht niederschrieb, die je ein Schriftsteller haben kann, dem das Wohl der Menschheit das unverbrüchlichste Gesetz ist: .... er für seine Person hat weder Schaden noch Nutzen davon, die von ihm getadelte Fehler mögen fortbestehen, oder verbeßert werden: .... er dachte über Handlungsangelegenheiten nach, ohne selbst Kaufmann zu seyn, und redete bisweilen zum Vorstande der Handlung ein Wort, ob er gleich davon weit entfernt ist, sie auf Unkösten der Uebrigen begünstigen zu wollen: .... er tadelt die Intoleranz: und weil sein Religionssistem von allen drei im römisch-deutschen Reiche gesetzlich gebilligten christlichen Sekten in manchen Sätzen abweichend ist; so meint er eben deßwegen, daß sein Eifer für Duldung die reinste Quelle habe: .... er spricht von der Preßfreiheit, wie ungefähr ein Berliner oder Britte davon sprechen

würde,

würde, und ist doch weder das eine noch das andere: .... er sagt einer gewissen Klaße von Schriftstellern derbe Wahrheiten ins Gesicht, ohne deßwegen zu glauben, daß diese seine Arbeit ohne Tadel sei; wiewohl er selbst nicht in dem Falle war, der jene in seinen Augen herabwürdiget: .... er giebt hie und da Fingerzeige auf die falsche Vorstellungen, die man den Gesetzgebern in manchen Monarchien so gerne beibringt, ohne deßwegen gegen die monarchische Verfassung eingenommen zu seyn, oder einem Regenten seine Achtung deßwegen zu versagen, weil er sieht, daß Kronen und Scepter weder die angebohrne menschliche Schwachheiten noch die Ränkesucht und Unwissenheit der Höflinge aufwägen: .... er scheint auf einzelne Vorfallenheiten anzuspielen, die er namentlich hätte benennen müßen, wenn sein Vorhaben jenes gewesen wäre, den betreffenden Personen die Larve abzuziehen: .... er hat sich in einem gewiesen Lande, aus besondern, ihn allein betreffenden Absichten, mehrere Monate aufgehalten, und gelegenheitlich sind ihme Gebrechen von demselben bekannt geworden,

wovon er die merkwürdigste seiner Ueberlegung nicht unwürdig erachtete; folglich ist es ihme, als Ausländer, auch nicht übel zu nehmen, wenn etwa das Gegentheil seiner Meinungen noch wahrscheinlicher wäre: .... er trägt hie und da starke Farben auf die Grundlinien seines Gemäldes, welcher Umstand ihm den Vorwurf zuziehen dörfte, sein Pinsel sei nicht zart genug, und seine Feder zu spitzig: allein, um eine hartnäckige Krankheit zu heilen, wird der Arzt auch zu standhaften, bisweilen empfindlichen Mitteln greifen; der Priester wird die mosaische Gesetzesflüche desto ämsiger plündern, je weniger die evangelische Trostgründe bei demjenigen etwas verfangen, dessen Herz zur Bekehrung noch nicht genug gereifet, oder, um sich eines theologischen Lieblingsausdruckes zu bedienen, nicht mürbe gemacht ist; der Jurist wird immer auf einer Seite ein wenig ausschweifen, und mehr verlangen, als er nach der Denkungsart seiner Gegner und seiner eigenen Billigkeit erwarten kann, damit er nur das Seinige desto gewieser bekomme; der Philosoph wird alle diese Verfahrungsarten,

so fern sie zu wohlthätigen Zwecken führen, billigen, und die Fehler desto lebhafter schildern, je tiefere Wurzeln sie in einem Boden geschlagen haben, der noch unter ägyptischen Finsternißen begraben liegt, wann anderwärts schon der Mittag anbricht: sind diese Entschuldigungen nicht kräftig genug, seine Behandlungsart zu rechtfertigen, so hält er sich zu glauben für berechtiget, daß er treffende Wahrheiten aufgetischet haben müße: .... er weis es aus Erfahrung, daß Wahrheiten den Grossen und Kleinen der Welt nicht so geradehin ins Gesicht gesagt werden müßen, wenn man sich, dem voranstehenden Denckspruche zu folge, dem Neide auszusetzen keinen sonderlichen Lust hat; deßwegen ist er bescheiden genug gewesen, auch diejenige Sätze für weiter nichts, als Wahrscheinlichkeiten auszugeben, die vielleicht mit größerem Rechte den Namen der Wahrheiten verdienet hätten: .... er räuchert nicht gerne den verwöhnten Nasen der Leute; daher ist es zu erklären, warum er seine Vorschläge gerade in diesem auffallenden Gewande der Freimüthigkeit der Presse über-

geben,

geben, ohne denselben den Modekittel der Schmeichelei umzuhängen: .... er hatte zwar keinen Beruf, seine Bemerkungen drucken zu lassen; aber den Gedanken, daß er vieleicht doch einigen Nutzen dadurch stiften könne, hat er für die wichtigste Aufmunterung eines Weltbürgers gehalten, der, ohne daß er sich gerade nennen zu müssen glaubt, in sich selbst die wichtigste Belohnung findet, wenn er der Menschheit, im Ganzen genommen, auf irgend eine Art nüzlich zu werden, die unverstellte Absicht heget..

Geschrieben zu Kosmopel, im Jänner

1785.

— e — e —

Einleitung.

Einleitung.

Wahrheit und Wahrscheinlichkeit gränzen so nahe zusammen, daß sie mit der äußersten Genauigkeit und Sorgfalt nur in den allerwenigsten Fällen so handgreiflich von einander abgesondert werden können, daß der Unterschied Jedermann einleuchtend wäre.

Wahrheit ist dasjenige, was mit keinen Gegengründen mehr angefochten werden kann; eine Wahrscheinlichkeit hat man alsdann, wann das Gegentheil immer auch noch möglich ist. Der Unterschied zwischen beiden ist an sich selbst betrachtet so unwidersprechlich, als gewis weiß nicht schwarz, und schwarz nicht weiß ist: daß aber die Menschen die eigentliche Gränzlinie zwischen beiden gemeiniglich so unglücklich und einan-

der widersprechend auffinden; daran ist nicht die Sache selbst, sondern der eingeschränkte und kurzsichtige Verstand des Beobachters Schuld.

Eine jede Sache ist nämlich ihrer Natur nach entweder wahr oder falsch; in beiden Fällen kann der Verstand diese beide einzig mögliche Erscheinungen entweder vollkommen = deutlich unterscheiden; oder er kann es nicht: in jenem Fall ist eine Wahrheit vorhanden, wann ein endlicher Verstand gar nichts mehr dagegen zu sagen weis; im andern Fall aber hat man nur eine entweder bejahende oder verneinende Wahrscheinlichkeit, je nachdem die Gründe für oder wider einen Satz gewichtiger sind, und in sofern alle entgegenstehende gedenkbare Einwendungen und Zweifel aufgelöset werden können, oder nicht. —

Diesem zufolge bleibt doch immerhin so viel richtig, daß der Unterschied von allem diesem nur in dem menschlichen Erkenntnis-

Vermögen, und nicht in den Gegenständen selber zu suchen ist: denn ein unendlicher Verstand braucht zwischen wahr und wahrscheinlich keinen Unterschied zu machen.

Eine Wahrscheinlichkeit ist leichter zu behaupten, als eine Wahrheit; um die leztere darzuthun, und außer allem Zweifel zu setzen, muß ich die überwiegendste und unwiderlegbarste Gründe für dieselbe vollkommen in meiner Gewalt haben: ich muß beweisen, daß das Gegentheil ein völliger Widerspruch wäre: um aber die erste einleuchtend zu machen, brauche ich nur die entgegenstehende Gründe zu schwächen, wann ich sie auch nicht gänzlich aus dem Weege räumen kann; oder, wann ich dieß auch könnte, es unterlassen habe, weil ich ja nur Wahrscheinlichkeiten zu liefern versprochen hatte.

Hieraus aber folgt nicht, daß das, was man eine Wahrscheinlichkeit nennet, nicht eine wirkliche Wahrheit seyn könne. Dieser Satz ist eben so natürlich, als unläugbar die

Gewohnheit der Menschen ist, Dinge für Wahrheiten auszugeben, die der genauere Forscher kaum wahrscheinlich findet: aber in diesem Fall hat man schon des gewählten vielversprechenden Namens wegen mehr Verdacht gegen sich, und schadet der guten Sache mehr, als wenn man in der willkührlichen Benennung behutsamer zu Werke gegangen wäre.

Es wäre demnach falsch, wenn man daraus, daß man etwas nur für wahrscheinlich ausgiebt, das vielleicht ganz wahr ist, deßwegen verwerfen, oder in die Ueberzeugung des Urhebers von der Richtigkeit dessen, was er behauptet, ein Bedenken setzen wollte, weil er, auf den es eigentlich ankame, seinen Behauptungen nach eigenem Gutbefinden einen Namen zu geben, diejenige Benennung vorzoge, welche leichter zu rechtfertigen, welche schiklicher, und den Gegenständen angemeßener, welche für den Leser weniger befremdend ist, indem sie ihm die freie Wahl läßt, noch mehr Gründe hinzuzufügen

zufügen, oder die aufgeführte Gründe mit noch einleuchtendern zu widerlegen.

Zwar kann der Leser dieses auch thun, wenn irgend ein aufgestellter Satz mit dem hohen Namen **Wahrheit** stolzirte: wenn ich aber mit einem andern im alleinklugen Tone zu reden Miene mache; wird er nicht lieber mich verlassen, und seine Unterredung mit mir abbrechen, als seiner Vernunft Gewalt anthun lassen wollen?

Oder, was würde mich mit der Unfehlbarkeitsgrimaße zu reden berechtigen, wenn es wahr ist, was der chinesische Weltweise Cheu-Kung seinen Schülern der Philosophie so nachdrücklich einprägte: Es gebe in der Welt nichts Wahres, als das Daseyn eines Gottes, und das Einmal Eins?

Meines Bedünkens hat der Umstand, daß man die Summe der Wahrheiten immerhin für grösser ausgegeben, als sie wirklich ist und seyn kann, das meiste Elend in die

die Welt gebracht. Spät genug fängt man einzusehen an, wie wichtig jenes Haupterforderniß der Wahrheit ist, daß sie den Grund der Nothwendigkeit in sich selbst haben, und einleuchtend seyn müße. Jemehr man diesen Satz verkennt, desto gefährlichere Folgen bedrohen die Menschheit. Will man sich von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugen; so werfe man nur einen Blick in die Geschichte der Religionen, besonders der christlichen. Unendlich weniger Blut wäre geflossen, hätte nicht der menschliche Stolz sich der Herrschaft über die Vernunft angemaßt, und Albernheiten durch Machtsprüche für göttliche Weisheit verkauft, vor welchen der reinere Menschenverstand zurükbebet.

Es ist beinahe keine Wissenschaft, die nicht Träumer gehabt hätte, welche alle ihre sterbliche Mitbrüder zu übersehen sich schmeichelten. Ich bleibe aber vorjetzt nur bei einem Beispiele stehen.

Derjenige Theil der Klugheitslehre, welcher sich mit dem innern Wohl der Staa-

ten

ten und der Glükseligkeit der Unterthanen beschäftigt, ist ein so weites und unabsehbares Feld, daß es einer Verwegenheit nahe käme, gewisse Regeln festsetzen zu wollen, und sie für unabänderlich, für die beste auszugeben.

Die grösten Männer haben sich schon mit dem Entwurf politischer Grundsätze abgegeben; aber viele dieser Grundsätze, haben auch, wie tausend andere Entwürfe, das Unglück gehabt, in der versuchten Anwendung das nicht zu seyn, was sie in dem Kopfe des Erfinders waren, und auf dem Papiere vorstellten.

Daß dieses in den meisten Fällen so, und nicht anders sei, läßt sich eben so wenig bezweifeln, als leicht davon die Ursache zu errathen ist. Jede Mutter findet regelmäsige Reitze an ihrem Kinde, wo ein unpartheiischer Kenner der Schönheiten, Abartungen der Natur antrift; jeder Künstler findet sein Werk untadelhaft, wenn genaue

Beurtheiler wichtige Fehler in den Verhält-nißen antreffen: beides aber läßt sich daher erklären, daß der Mensch an Dingen, die er als einen Theil von sich ansieht, vermöge der bei ihm eingewurzelten Eigenliebe, eben so wenig Tadel, als jener Schüler des Phidias an seinem ersten Gemälde entdecket, und von dem Daseyn würklicher Fehler, gerade wie derselbe, erst alsdann überzeugt wird, wann er von der Stimme des Publikums darüber zurechte gewiesen ist, welches, da es für fremde Arbeiten keine täuschende Einbildung mit ins Urtheil mischet, desto unpartheiischer zu Werke gehet.

Die Naturforscher, denen man doch, wenn man nicht zu ihrer Zunft mitgehöret, Glauben beimessen muß, versichern, daß jeder Mensch, wann er zwischen einer Regenwolke und der ihm auf den Rücken scheinenden Sonne stehet, einen eigenen Regenbogen sehe, obgleich Tausende darüber einverstanden sind, nur einen einzigen vor sich zu haben; denn jedes Aug bildet einen besondern

sondern Winkel, wodurch auch eine abweichende Strahlenbrechung ihr Farbenspiel hervorbringt. Man erlaube mir, mich dieses Beispiels anwendungsweise zu bedienen.

Jeder neuerfundene, oder vielmehr dem Gefühl des vermeinten Erfinders neue Grundsatz, wann er zur öffentlichen Schau gelanget, wird von jedem, der ihn beurtheilt, von einem eigenen Standpunkte aus, geprüfet: diese Standpunkte, die wegen ihrer Verschiedenheit eben so verschiedene Winkel bilden, als vielleicht bei einem Regenbogen anzunehmen sind, verursachen die vielfältige Meinungen über die nämliche Sache.

Wer Gelegenheit hat, viele einzelne Meinungen aufzufassen, sie gegeneinander zu vergleichen, und bei dieser Vergleichung mit reifer Beurtheilung zu Werke zu gehen, der ist auch im Stande, wo nicht das Beste, doch etwas Beßeres zu liefern, als die kritisirte Sache selbst ist. —

Eben

Eben so verhält es sich mit politischen Grundsätzen; bald werden sie von Regierungen, bald von Gelehrten aufgestellet: werden sie im ersten Fall, so wie im andern, nur mit den Augen einer Mutter, oder eines Künstlers angesehen; so ergiebt sich zwar die Unrichtigkeit derselben, wann sie ohne weitere Umstände zur Anwendung kommen, auch, aber alsdann erst, wann der gestiftete Schaden unverbeßerlich ist.

Der Tadel ist gemeiniglich desto gegründeter, wann er sich auf unläugbare Vorfallenheiten gründet; oder wenn man sich zugleich die Freiheit nimmt, etwas weiter zu bliken, als es vorher nicht geschehen ist. Ein wohlgemeinter Tadel von dieser Art ist aber auch desto nüzlicher, wann davon noch bei Zeiten Gebrauch gemacht werden kann, ehe der Schaden unheilbar wird.

Leichter ist es, schon bestehende Regeln zu tadeln, als selbsten bessere zu entwerfen; allein es ist auch unverzeihlicher, wenn

der gemachte Tadel für lauter Wahrheit verkauft werden will.

Jeder Tadel einer Sache hat seine eigene Grundsätze, woraus er geflossen; da es aber ausgemacht ist, daß jeder Grundsatz viele Seiten habe: so wäre es falsche und stolze Einbildung, seinen Tadel für eine Wahrheit verkaufen zu wollen.

Es ist ein alltäglicher Fehler, daß man sich im menschlichen Leben so häufig an den Namen der Sache, und nicht an diese allein bindet: wann man nun aber diesen gewöhnlichen Fehler einmal weis, so ist es Pflicht, ihm auszuweichen, damit man durch unbedeutende Nebendinge der guten Sache nicht unnöthiger Weise schade.

Wir müßen uns dahin bestreben, sagt Seneka, daß uns die Thorheiten und Gebrechen des grossen Haufens samt und sonders nicht haßenswürdig, sonder lächerlich vorkommen; und wir werden besser thun,

wenn wir uns hierinnen den Demokrit, als den Heraklit zum Muster nehmen. Dieser pflegte, so oft er unter die Leute gieng, zu weinen, jener zu lachen; dieser sah in unserm Thun viel Noth und Elend, jener eitel Tand und Kinderspiel. Nun ist es aber erträglicher, das menschliche Leben anzulachen, als es anzugrinsen, und man kann sagen, daß sich derjenige um das Menschengeschlecht verdienter macht, der es belacht, als der es bejammert: denn jener läßt uns doch noch ein wenig Hofnung übrig; dieser hingegen weint alberner Weise über Dinge, die er bessern zu können, verzweifelt. Auch zeigt derjenige eine grosse Seele, der, wenn er einen Blick über das Ganze wirft, sich nicht des Lachens als jener, der sich der Thränen nicht enthalten kann: denn er giebt dadurch zu erkennen, daß alles, was andern groß und wichtig genug scheint, um sie in die heftigste Leidenschaften zu setzen, in seinen Augen so klein ist, daß es nur den leichtesten und kaltblütigsten unter allen Affekten in ihm erregen kann. So weit Seneka.

Das

Das gewisseste bei all diesem möchte wohl unfehlbar die Schwürigkeit seyn, immer den angemessensten Ton zu treffen, der am sichersten zu dem vorgesetzten Zwecke führet. Es läßt sich im Allgemeinen hierüber manches reden; daß aber die Anwendung der wichtigere Theil seye, werden nur jene läugnen wollen, welche sich durch die Erfahrung davon noch nicht überzeugt wißen.

Bisweilen erfordern es die Gesetze der Klugheit und eine bescheidene Vorsicht, in der Auswahl der vor sich liegenden Mittel, womit man seinen Nebengeschöpfen nützlich zu werden trachtet, behutsam zu Werke zu gehen. Wer es mit einem abergläubischen Volk zu thun hat, kann sein Bekehrungsgeschäft nicht damit anfangen, die Abscheulichkeit des Aberglaubens so treffend zu schildern, daß die Lehrlinge sich selber in diesem Gemälde erkennen, beschämt und aufgebracht werden müßten: sondern man lehre sie zuerst das Beßere begreifen und hochschäzen, damit das hinfällige Gebäude auf dem

Sand-

Sandgrund nach und nach untergraben werde, und endlich von selbst einstürze. Wer eine bigotte Nation zurechtweisen, und zu einem glimpflichen Tone umstimmen möchte, muß eben so wenig auf die Thorheiten der Intoleranz schimpfen, als man nach einem bekannten Gemeinspruch, mit Bengeln werfen darf, wenn man Vögel fangen will.

Bei jeder Behandlungsart hat man demnach das Fassungsvermögen und die Vorurtheile desjenigen Zirkels genau zu erforschen, den man vor sich hat; und soviel Selbstverläugnung muß man besitzen, als erforderlich ist, um sich mit gutem Erfolg zu fremden Schwachheiten herabzulassen.

Demokrit würde unfehlbar seinem gelehrten abderitischen Gegner, oder dieser ihm, in die Haare gekommen seyn, wenn er ihm ins Angesicht das Daseyn jener äthiopischen Menschen gänzlich geläugnet hätte, die nur ein Auge, und dieses gerade über der Nase, gehabt haben sollen. Allein

Demo-

Demokrit kannte seine Leute, und behandelte den jenseits aufgestellten Satz einstweilen nur als unwahrscheinlich, bis er zuvor von sich die Meinung der Wahrheitsliebe würde erworben haben. Sein Beispiel verdient Nachahmung!

Aus diesen und noch vielen andern Gründen erscheinen die folgende Bruchstücke eines unbefangenen Nachdenkens unter dem Namen der Wahrscheinlichkeiten. — Ich überlasse es der Einsicht des Lesers, dasjenige für wahr zu halten, was er als wahr findet: mir kommt es nur zu, meine Gedanken zu sagen, ohne zugleich auch den Richter der Empfindungen machen zu wollen, die durch dieselbe erreget werden dörften.

Uebersicht der Materien.

Erster Abschnitt.

Wahrscheinlichkeiten in Bezug auf Reichthum, Handlung, Fabriken und Waarenverbote eines Landes.

Zweyter Abschnitt.

Wahrscheinlichkeiten in Bezug auf Freiheit im Denken und Toleranz überhaupt.

Dritter Abschnitt.

Wahrscheinlichkeiten in Bezug auf Zensur, Preßfreiheit, Schriftstellerei und Buchhandel.

Beschluß.

Erster

Erster Abschnitt.

I.

Wahrscheinlich ist es, daß ein Land dardurch nicht reicher werde, wann es nur bedacht ist, das Geld bei sich anzuhäufen, und, um keines aus dem Lande zu lassen, fremde Waaren zu verbieten.

Das Geld ist nicht dasjenige, was für sich schon, ein Land wohlhabend macht: es ist eine Waare, und zwar eine solche, die nur einen allgemeinanerkannten Maasstab des veränderlichen Werthes aller andern Waaren, mithin gleichsam den Barometer oder Stufenzeiger der jedesmaligen Preise derselben abgiebt. ...

Gleichwie der Mangel oder Vorrath Einer Waare nicht macht, daß andere Waaren in geringerer oder gröserer Menge vorhanden sind; also verhält es sich auch mit dem Gelde: die größere oder kleinere Menge deßelben bewürkt nur dieses, daß die Preise anderer Waaren, die nach dem Maasstab dieser Waare geschäzet werden, entweder steigen oder fallen; nicht aber, daß sich der Vorrath von andern Waaren vermehre oder vermindere.

Wann eine Nation allein, ohne auf andere zu sehen, oder mit denselben Verkehr zu haben, das Geld bei sich anzuhäufen trachtet, so hat sie hierzu zweierlei Weege: ihre ergiebige Bergwerke für die Münze zu bestimmen, und das geprägte Geld nicht aus dem Lande zu

laßen:

laßen: handelnde Nationen aber, schlagen andere Weege ein: ihr eigenes Geld suchen sie zwar im Umlaufe zu erhalten; fremdes Geld aber trachten sie durch die Freiheit der Handlung, durch Fleiß und Betriebsamkeit an sich zu ziehen.

So wie diese Grundsätze beider Nationen verschieden sind; also gehen auch die Würkungen von einander ab. Die erste Nation bindet sich an dasjenige, was in ihrem Lande anzutreffen ist; mit dem aber, was das Ausland für die menschliche Bedürfnisse und Bequemlichkeit noch weiters hervorbringt, wird sie nicht bekannt, weil sie glaubt, daß man fremde Bequemlichkeiten nicht auf Rechnung seines eigenen Geldes erkaufen müße; wiewohl der eigene Verbrauch, oder der anderweitige Umsatz einen Unterschied hierinnen macht: die andere Nation aber sucht sich auf alle mögliche Art alles zu Nuzen zu machen, was in der grossen Welt vorhanden ist: sie sucht aber nicht allein das, sondern ist auch noch bedacht, durch Aemsigkeit, Nachdenken und Thätigkeit fremde Erzeugniße mit ihren eigenen Waaren zu erkaufen, von jenen

soviel für sich zu verbrauchen, als sie nöthig hat, und den Uiberfluß wiederum an Andere abzugeben, um von diesen entweder wieder andere Bedürfnisse anzunehmen, oder derselben Geld an sich zu ziehen.

Die erste Nation, die sich vornehmlich durch ihre Geldliebhaberei auszeichnet, scheint kindische Grundsätze in die Beurtheilung des Geldes zu mischen; sie freut sich über den Klang und Glanz desselben, und vergißt über diesem falschen Traume, sich dessen, wie recht, zu bedienen. Sie täuscht sich selbst, so wie die Indianer von den Europäern sich täuschen lassen, welche für Scheerchen, Meßerchen, Spiegelchen und andere Tändeleien die kostbarste Artikel fremden Händen überlassen, und keinen Gebrauch davon zu machen verlangen, weil sie ... glänzende Sächelchen lieben. Die übrige Nationen, das Gegenbild der Geldliebhaberei, wissen sich weit besser in die Welt zu schiken; sie ziehen alles an sich, was sie im Auslande für ihren Kram tauglich finden; sehen sie Vortheile ein, so ist ihnen ihr Geld nicht zu lieb, daß sie es nicht weggeben sollten, weil

ihnen

ihnen eine nützliche Waare vorzüglicher ist, als eine todte, die sie nur gebrauchen können, wann sie sich etwas besseres dafür anzuschaffen bedacht sind. Während dem die erste Nation im Stande der Kindheit und der Tölpeljahre sich befindet, die Säcke mit Münzen ausstopfet, und sich bei vollen Börsen aus Unthätigkeit die Nägel abbeißt, schwingen sich die übrigen zur Macht und Größe empor; ihr Geldvorrath verliert sich nicht, weil sie durch künstlichen Umtrieb mit demselben zu wuchern wissen.

Will man nun von dem Reichthum Einer Nation reden, und das Geld zum Maasstabe dieses ihres Reichthums machen; so gehet diese Vergleichung nicht an, wann man nicht auch andere Nationen mit in den Anschlag bringt, weil alle handelnde Nationen zusammengenommen nur Ein Ganzes ausmachen, von dessen einzelnen Theilen, ins vergleichende Verhältnis gebracht, man erst sagen kann, daß der eine Theil vollkommner, als der andere, seie: trennet sich aber ein Staat durch abgeschnittene Handlung von andern; so kann er natürlich mit andern auch nicht mehr ins Verhältnis gezogen

werden: und der Reichthum derselben Nation kann nicht steigen, wann durch eingeschränkte, oder aufgehobene Handlungsfreiheit die Mittheilung, folglich auch die Gelegenheit aufgehoben ist, wodurch sich ein Staat durch seinen besondern Fleiß, und auf Unkösten Anderer erheben könnte.

Man seze, zum Beispiel, ein Land, das seine Weine nicht zu verschliessen Gelegenheit hat, ob es gleich die Güte derselben verdiente: dieser Mangel an Verschluß, er beruhe nun auf abwendbaren oder unabwendbaren Hindernissen, verhindert also diß Land, sich durch den größern Vorrath Einer Sache andere Bequemlichkeiten herbeihohlen zu können, die es durch jenen Uiberfluß zu erlangen im Stande wäre: dieses natürliche, in größerer Menge vorhandene Erzeugnis lasse man in Gedanken die Stelle des Geldes vertreten, so kann doch das Land arm bleiben, ob es gleich an Etwas Uiberfluß hat: eben so verhält sichs auch mit dem Gelde selbst: man lasse dasselbe in noch so grosser Menge vorhanden seyn, schneide aber dem Unterthan alle Gelegenheit ab, für dieses

sein

sein Geld dasjenige austauschen zu dörfen, was ihme am anständigsten ist; so ist er bei allem seinem Geld unglücklich, indem es an sich selbst, als ein ungeniesbares Metall betrachtet, weder Durst noch Hunger stillet, folglich auch nicht glücklich machet.

Man bleibe noch einen Augenblick bei der Vergleichung stehen, daß das Geld nur der Maasstab aller übrigen Waaren ist, und denke sich, zur Abwechslung der Beispiele, ein Zimmer, dessen Besizer im kalten Winter darinnen einen Thermometer aufhängt, um den Grad des Einheizens nach dem Grade der Kälte zu bestimmen; so nüzt ihm sein Thermometer nur so lange etwas, als er Holz und Geld hat, um Kälte und Wärme auszugleichen: man nehme ihm aber beides, so wird er sich gleichwohl unglücklich finden, da ihm der Maasstab nichts hilft, wann er damit seinen Endzweck zu erreichen außer Stande gesezt ist.

Will man also von dem Reichthum einer Nation reden, die mit andern beinahe kein Verkehr mehr hat, und man wolte sie vor

andern reich heißen, weil sie etwa das meiste Geld hat, so wäre dieses aus dem Grunde falsch, da der natürliche Reichthum eines Landes von der Ertragbarkeit des Bodens in Hervorbringung hinlänglicher und reichlicher Lebensmittel und anderer Bedürfnisse abhängt, die durch Kunstfleiß und durch die Handlung noch mehr benuzet, und mit andern fremden Bedürfnissen vortheilhaft umgetauscht werden müßen, wobei das Geld blos als ein Mittelding zu betrachten ist, die Lücke auf der einen oder der andern Seite auszugleichen.

Dieses mag zum Beweise dienen, daß die Anhäufung des Geldes, wann sie durch unschikliche Mittel bewerkstelligt werden will, den Nationalreichthum hindere; es ist aber auch noch zu zeigen übrig, daß dieselbe würklich sogar auch schädlich, und mit bösen Folgen verbunden seie.

Theurung entstehet alsdann, wann man für eine gewisse Portion mehr Geld zu geben hat, als sonsten zu geschehen pflegt: hat man irgendwo soviel überflüßiges Geld, daß man

damit

damit nichts besseres zu thun weis, so kann man zwar nicht sagen, daß daselbst eine Theurung sei, wo man Geld genug hat, im Fall man nur für viel Geld alles haben kann, was vor dem Mangel rettet: aber für Fremde, die, um zu leben, nicht gewohnt sind, einen so grossen Geldaufwand zu machen, mag man es doch immerhin eine Theurung nennen. Gesetzt nun, der Inwohner eines solchen Landes ist im Stande, für eine bestimmte Portion Brod, ich nenne mit Fleiß das allgemeinste Bedürfniß, doppelt soviel zu bezahlen, als er im Auslande nicht dafür zu bezahlen hätte; gesetzt, dieser Geldüberfluß erstrekt sich bis auf den niedrigsten Tagwerker herab; so hat dieser Umstand einmal die Folge, daß unter alle Volksklassen eine Uippigkeit sich einschleichen wird, die die Faulheit befördert; der Ausländer aber wird sich vor einem solchen Lande sorgfältig hüten, ohne Noth etwas darinnen zu erkaufen oder sich daselbst aufzuhalten, weil er in beiden Fällen mehr Geld nöthig hat, als sonsten nirgends: denn da sein Grundsaz nicht dieser ist, das Geld zusammen zu sparen, um Kleinigkeiten desto theurer bezahlen zu können, die er zu

Hause

Hause wohlfeiler zu bekommen weis, so schikt sich seine Geldbörse mit einem solchen Lande nicht zusammen.

Man kan es als eine ausgemachte Regel annehmen, daß die erwerbende Classe einer Nation mit der verzehrenden in einem gewiesen Ebenmaas bleiben müße, und daß die leztere nicht stärker, als jene, seyn dörfe: wenn aber diese Scheidewand aufgehoben ist, wenn jeder wegen dem Geldüberfluß nur verzehren zu dörfen glaubt, ohne erwerben zu wollen; so verursacht diß für den National-Fleis eine gefährliche Stockung. Die Geldmenge bleibt sodann zwar im Umlauf, aber die Menge der übrigen Waaren vermindert sich, und es ist der nämliche Fall, wie bei einer Theurung, vorhanden.

Hieraus erhellet, daß ein Land, das das meiste Geld hat, zugleich auch das unglücklichste werden könne, wann es sein Glück im Geldüberfluße allein suchet: und es scheint eine falsche Staatskunst zu seyn, Waarenverbote einzuführen, daß das Geld desto gewießer im

Land

Land bleiben, und die Volksthätigkeit desto gewisser ersticken möge; anstatt daß man die Freiheit der Handlung für das Land vortheilhaft zu machen, und stets lebhaft zu erhalten, trachten solte.

Spartas weiser Gesezgeber, Lykurg, mag ganz anderst vom Gelde geurtheilt haben, als er mit grossen und schweren Maßen einen kleinen Werth verbande, um das Anhäufen des Geldes zu verhindern, die Aemsigkeit aber zu befördern. Und das Beispiel Spaniens zeigt es, daß die reiche Goldgruben in Peru und Merіko nicht ergiebig genug gewesen sind, eine zum Akerbau und Handlung träge Nation vor der Armuth zu beschüzen. ... National = Aemsigkeit, Handlung und Oekonomie sind immer die sicherste Mittel ein Reich wohlhabend, glücklich und blühend zu machen, und darinnen den Uiberfluß so zu erhalten, daß die Arbeit gleichwohl stets nüzlich bleibe, und nie entbehrlich werde. Wer andere Mittel sucht, greift nach dem Schatten, und will den Wind haschen, wie Sirach von den Träumenden sagt.

2.

2.

Wahrscheinlich ist es, daß durch ein gänzliches Verbot der fremden Waaren das Emporkommen der innländischen Fabriken mehr gehemmet, als befördert werde.

Der Beweis ist dieser: Entweder sind die ausländische Waaren besser, als die einheimische; oder sie sind es nicht. Im ersten Fall bekommen die Käufer um, meinetwegen höhere Preise, nicht nur eine bessere Waare, sondern die innländische Fabriken haben auch Gelegenheit, sich nach vollkommenen Mustern zu bilden, und ihre Kräfte mit den fremden in einen vortheilhaften Wetteifer zu setzen, wann sie sonsten neben dem gehörigen Fleiße auch die natürliche Erfordernisse bei der Hand haben: dieser Wetteifer aber fällt sobald hinweg, als die innländische Waaren in Ansehung der Vollkommenheit mit den auswärtigen in keine Vergleichung mehr kommen können, welches alsdann geschiehet, wann die leztere gar nicht mehr, oder nur selten, gesehen werden, und man also ihre in-

nere Güte nicht mehr so recht gegen die Güte anderer Waaren abwägen kann; diese Güte aber muß natürlich um so gewieser vermindert werden, je zuverläßiger es ist, daß Monopolien einem Lande um deßwillen schädlich sind, weil die Inwohner an dergleichen Fabrikate, sie mögen gut oder schlecht seyn, aus Mangel der Auswahl, ein vor allemal gebunden sind; und in diesem Fall ist das uneingeschränkte Einfuhrsverbott, oder überspannte Mautprozente, unbillige Beschwerde, die dem Unterthan ohne guten Erfolg aufgebürdet wird.

Im andern Fall aber, das heißt, wann die auswärtige Waaren nicht besser, oder noch schlechter als die einheimischen sind, ist es zwar an deme, daß fremde Waaren bei Schwachköpfen, welche von den Scheingründen der Modekrämerinnen angestecket sind, das Vorurtheil der Güte eine Zeitlang vor sich haben; allein, man hat vorzüglich auf folgende Umstände sein Augenmerk zu richten: Die Landeserzeugnisse sind entweder an sich schon so beschaffen, daß sie bei der Verarbeitung durch Fleiß, Geschiklichkeit, Genauigkeit, und wie die Künstlerstugenden

tugenden noch weiter heißen, ohne Anstand einen solchen Grad der Vollkommenheit erlangen können, daß auch der ungeübteste Kenner denselben vor ausländischen Waaren wo nicht den Vorzug zuerkennen, doch wenigstens, wann er unpartheiisch ist, ihnen an die Seite sezen mus; und wann dieses ist, wann man sich noch bestrebet, die Waarenpreise so zu ermäßigen, daß ausländische Arbeiten desto weniger Verschluß finden; so wird die gesunde Vernunft, welche die handgreifliche Vortheile nicht verkennen kann, bei dem Unterthan wo nicht mehr, doch gewis eben soviel ausrichten, als der Monarch durch strenge Geseze bewerkstelligen will: die ausländische Waaren werden hinweg bleiben, theils weil die inländische eben so gut als jene, oder gar noch besser, theils auch wohlfeiler sind.

Sind aber die eigene Landeserzeugnisse nicht so beschaffen, daß daraus die nämliche Arbeiten eben so gut verfertigt, und eben so wohlfeil geliefert werden könnten, wie die ausländische; oder haben es die einheimische Arbeitsleute in der Verarbeitung noch nicht so weit, wie die die fremden gebracht; so ist das nämliche wie-

der

der zu sagen, was schon beim ersten angegebenen Fall vorkommt: das heißt, es mus dem Unterthan die Freiheit gelassen werden, um sein erworbenes Geld sich etwas gutes nach eigener Auswahl zu kaufen, weil das schlechte ihn nicht nur nicht befriedigt, sondern, eben weil es schlecht ist, ihn durch die frühere Zerbrechlichkeit weit höher zu stehen kommt, als wann er eine beßre und dauerhaftere Waare theurer gekauft hätte.

Man gesteht dieses zwar bisweilen ein, sagt aber dagegen zur Beschönigung, daß es dennoch für ein Land weit vorzüglicher seie, wann zum Beispiel der, welcher ein Kleid nöthig hat, an innländisches Tuch gebunden ist, solte er auch während der Zeit zwei Kleider ablegen müßen, bis eines von fremdem Tuch kaum schadhaft würde: dann in jenem Fall bliebe doch das Geld im Lande, verstärke den Umlauf, und werde auf diese Art auch denen, von welchen es herkommt, selbst wieder nüzlich; das Geld aber, welches einmal ins Ausland verschleppet werde, sey auf immer verlohren.

Dieser Saz hat seine gute Richtigkeit, so

lange

lange nur von den verzehrenden Classen der Unterthanen die Rede ist, und man nicht zugleich auch darauf siehet, wie sauer manchem der Erwerb des Geldes ankommt. Will nun eine Regierung auf Unkösten der erwerbenden und dürftigern Volksklassen und mit ihrem Schaden den Geldumlauf befördern, so ist es eben soviel, als behauptete sie, man müsse den Verschluß der Waaren theils auf die innere Schlechte, theils auf das Verbott der bessern Waaren begründen, oder, als sezte sie den Grundsatz fest, daß der, welcher von allen menschlichen Bedürfnissen am meisten verzehre, und den grösesten Geldverschwender mache, der nüzlichste Bürger sei: er ist es eine Zeitlang, bis er seine Reichthümer erschöpfet, vielleicht noch gar Schulden gemacht hat; uud dann, wann viele andere durch seine Verschwendung verwöhnet, oder durch sein böses Beispiel zu Affen gemacht worden sind, so höret er zu bezahlen plözlich auf, betrügt seine Gläubiger, durch deren Vermögen er den Kreislauf des Geldes lebhaft zu machen gewußt hat, fällt dem Staat und seinen von ihme bethörten Nebenmenschen zur Last, und würdigt sich selbst zur politischen Nulle herab,

die

die dem unrichtigen Grundsaze der Regierung ein trauriges Warnungszeichen ist.

Der Geldumlauf muß demnach nur als die Folge der gemeinsamen Thätigkeit, nicht aber als das vorzüglichste und sicherste Mittel zur allgemeinen Glückseligkeit angesehen werden, welches desto schädlicher ist, je mehrere Misbräuche daraus entstehen können. Am sorgfältigsten aber hat man sich zu hüten, daß man nicht einen fehlerhaften Grundsaz begünstige, und, um ihn in Ausübung zu bringen, in mehrere andere Fehler verfalle; dieses aber würde geschehen, wann man, ohne alle Nebenrücksichten, den Geldumlauf befördern, und durch übelgewählte Anstalten die Unterthanen dadurch einzeln zu Grunde richten wollte, daß sie nicht für ihr eigenthümliches Geld unter den beßern und schlechtern Waaren wählen dürften, sondern eine Reihe von üblen Folgen mit ihrem eigenen Schaden erkaufen müßten.

Aus diesen Betrachtungen also ersiehet man die Nothwendigkeit, daß die Landesprodukte, bevor den fremden das Todesurtheil ge-

sprochen wird, durch Sachkundige zuerst sorgfältig geprüfet werden, wessen Grad der Vollkommenheit und der Veredlung sie fähig sind? vorausgesezt, daß man Leute habe, die diesem grossen Geschäfte gewachsen, und unpartheiisch genug sind, den Regenten nicht vorsäzlich in die Irre zu führen. Zeigt sichs, daß sie die ausländische übertreffen können; so ist es immer noch gut, die Einfuhr der leztern mit einer mäßigen Mautabgabe hereinzulassen, als alles auf einmal abzuschneiden, damit die innländische Künstler, besonders wann sie es in der Veredlung noch nicht so weit, als die Auswärtige, gebracht haben sollten, theils zum Wetteifer veranlaßt werden, theils auch ihre Preise nicht zu überspannen suchen, welches bei Verboten der fremden Waaren so gerne geschieht, aber auch den Käufer nur desto mehr nach fremder Arbeit verlangen macht, und zu Zollbetrügereien Anlaß giebt.

Unterdessen bis diß alles in den ordentlichen Gang kommt, wird der Kaufmann, dem die Regierung von ihrer Absicht einen Fingerzeig geben muß, auch bedacht seyn, sein fremdes

Waarenlager ohne Schaden abzudanken, und nach und nach den auswärtigen Waarenbezug entbehrlich zu machen, damit, wann endlich einmal der Zeitpunkt einrükt, wo ein solches Verbott durch die Umstände zulässig gemacht wird, er nie gar zu grossen Schaden leiden dörfe.

Zeigt sichs aber, daß die innländische Produkte, wegen den Fehlern ihrer Bestandtheile, nie so weit gebracht werden können, daß sie den fremden an die Seite gesezt werden dörften; so sollen zwar dieselbe nicht gänzlich verabsäumt, sondern soweit als möglich zu veredlen gesucht werden: aber alsdann ist auch das gänzliche Einfuhrsverbott von dergleichen Artikeln, die das Ausland in grösserer Vorzüglichkeit besizet, mehr Gewaltthätigkeit zu nennen, als daß es wahren Nutzen stiften könnte: dann die Hand des Künstlers wird immer noch Spuren der Unvollkommenheit zurücklassen, wann der natürliche Stoff schlecht ist; und diß befördert ohnehin den Miskredit der innländischen Fabriken, weil sich die Natur keinen Zwang anthun läßt. Dessen nicht zu gedenken, daß der Un-

terthan ohne diese Befugnis des freien Einkaufs von seiner natürlichen Freiheit zuviel verliert, und das Verkehr der Nationen gegeneinander, folglich auch das gute Einverständnis derselben, untergraben wird.

3.

Wahrscheinlich ist es, daß ein solches Einfuhrsverbott fremder Waaren, anstatt einen vermeinten Nuzen zu stiften, vielmehr aus einer neuen Ursache schädlich werden müße.

Entweder sind bei der Bekanntmachung eines solchen Verbotts die innländische Manufakturisten schon im Stande, soviel von ihren Arbeiten zu liefern, als das Land zu seinem Verbrauch nöthig hat; oder nicht. Beedes kann nur durch die unbefangenste Untersuchung, durch Tariffe, und Bilansen herausgebracht werden. Findet sichs, daß die Landesbedürfnisse von innländischen Natur- und Kunsterzeugnissen befriedigt werden können; so muß man immer auch noch den Nebenbedacht darauf nehmen,

nehmen, daß durch ein überschnellten Verbott der fremden Waaren die innländische Fabriken nicht Gelegenheit suchen, ihre Arbeiten entweder schlechter zu liefern, oder theurer zu verkaufen; und daß auch noch der fremde Waarenvorrath, wofür ohnehin das Geld schon außer Lands gegangen, zur Erleichterung des Kaufmanns möge verschlossen werden: jenes wird verhindert, und dieses bewerkstelligt, wann ein gänzliches Verbott nicht unversehens kommt.

Findet sichs aber, daß die innländische Erzeugnisse soweit nicht reichen, als das Landesbedürfnis groß ist: so ist es unausbleibliche Folge, daß Mangel an den betreffenden Waaren entstehet, und der Unterthan entweder nothleiden oder das Verbott wieder aufgehoben, wenigstens gemildert werden muß. Deßwegen dünkt mich der Vorschlag eines gewiesen, nur gar zu eifrigen Staatsökonomen, die vorhandene ausländische Waaren ohne weiters zu verbrennen, in etwas übertrieben zu seyn: alles aber in ein Magazin zu werfen, damit dergleichen Waaren desto gewieser zu Grunde gehen, ist eine Auskunft, die auch vielen Tadel verdienet. Auf

diese Art muß die gesetzgebende Gewalt mit Erfahrung und Schaden etwas lernen, was zu erwarten gewesen wäre, daß man es vorher überdacht und die bitterste und gerechteste Klagen verhütet hätte.

4.

Wahrscheinlich ist es, daß die Fabriken eines Landes nicht sonderlich werden vervollkommnet werden, wann die einheimischen Arbeiter ihre Kunst noch nicht im ganzen Umfange verstehen, und man auch nur schlechte Hoffnung hat, daß fremde Fabrikanten sich daselbst werden niederlassen wollen.

Diese Hoffnung, daß fremde Künstler im Lande sich werden ansäßig machen wollen, ist desto ungegründeter, wann zu gleicher Zeit, wo man Fremde mit offnen Ar-

men aufnehmen zu wollen, Miene macht, und wo dieselbe sehr nützlich werden könnten, Auswanderungsverbote ausgehen läßt. Dies ist ungefähr eben so, als ob man allerhand Lockspeisen aussetzte, die Vögel in den Bauer zu locken, um sie desto gewisser um ihre Freyheit auf immer zu bringen.

Der Mensch ist einmal gewohnt, bey jeder Sache Vortheil und Nachtheil gegeneinander auf die Wagschaale der Vernunft zu legen; hat er aber nicht genug Vernunft, so vertritt die Einbildung derselben Stelle; und je nachdem die eine oder die andere Schaale sinkt, wird er auch seinen Vorsatz darnach bestimmen. .... Findet nun ein Fabrikant in einem Lande seinen Vortheil; so ist es wahrscheinlicher, daß er, wann er einmal daselbst ansäßig ist, bleiben, als daß er wiederum dahin kehren wird, woher er gekommen, nachdem er vielleicht sein weniges Vermögen durch diese Veränderung größtentheils eingebüsset hat; er wird also denen zu hoffen habenden Vortheilen zulieb seinen gewählten Wohnsitz beybehalten, und

auf

auf diese Art wird sein Kunstfleiß dem ganzen Lande in unzählichen Rücksichten Nutzen bringen, und sein Eigennutz wird ihn fester, als alle Gesetze, halten. Findet aber ein Fabrikant in einem solchen Lande, wo er sich angesiedelt, seine Vortheile nicht so, wie er sichs einbildete: so wird er wieder auf seinen Rückzug bedacht nehmen, und sollte ihm auch an der Grenze eine Mauer trotz bieten, die das Land so einschlösse, wie sich China gegen die Einfälle der Tartaren verwahret hat.

Entweder nun ist ein solcher Mann fähig, dem Lande und dessen Fabriken erhebliche Dienste zu erweisen; oder er ist hierzu unfähig. Im letzten Fall verliert das Land durch seinen ungehinderten Abzug nicht so viel, als groß der Schaden ist, wann ein Müßiger die Klasse der Verzehrer vermehret; und hier schaft also die gesetzlich erschwerte Auswanderung keinen Nutzen: im ersten Fall aber, das heißt, wann der Angesiedelte Fähigkeiten besizt, und mithin durch Erleichterung der Nahrungswege verdiente

diente unterstützet und aufgemuntert zu werden, wird er, wann dieses unterbleibt, auf seine Freyheit desto mehr versessen seyn, indem es die Erfahrung bestätigt, daß die Menschen gemeiniglich in vielen Dingen desto seltsamer sind, je mehr sie sich ihrer Vorzüge bewußt zu seyn glauben. Die Gefangenschaft ist nur deswegen beschwerlich, weil man die dürftigen Gränzen seiner Freyheit an den vier Wänden abmessen kann; das Beschwerliche daran aber höret auf, so bald man, zu gehen oder zu bleiben, die ungehinderte Wahl hat. Einem Manne von dieser Art wird ein dergleichen Auswanderungsverbot, das er für eine unbefugte Einschränkung seiner natürlichen Freyheit hält, die er anderwärts ohne Zwang zu geniessen wünscht, mehr zum Abzuge veranlassen, als ihn daran hindern. Dann Freyheit ist die Seele so wie der Handlung, also auch der Künstler und der Künste.

5. Wahr-

5.

Wahrscheinlich ist es, daß der Kunstfleiß einer Nation sich niemals beträchtlich erheben wird, wann nicht nur durch das schon berührte Hinderniß die fremden Künstler und Fabrikanten ins Land zu ziehen abgeschröcket werden; sondern auch noch die Eingebohrnen unter einem gewissen Alter nicht ausser Land verreisen dürfen.

Jenes macht, daß die im Lande noch unbekannte, oder nicht genug vervollkommnete Kunstzweige gar nicht, oder nur langsam bekannt werden; dieses aber verursacht, daß neue Entdeckungen, deren es desto mehrere giebt, je aufgeklärter die Welt zu werden fortfähret, auch nicht hereingehohlt werden können. Denn, wenn ein Landesunterthan, der die Künste seiner Aufmerksamkeit würdig hielte, dem aber sein vaterländischer Zirkel zu enge, oder zu einförmig, oder auch zu armselig ist, alle Fächer seiner Wißbegierde anzubauen, wann ein solcher

cher erst nach einem gewissen Alter ausser Lands gehen darf, und auch da noch mehrere Weitläuftigkeiten übersteigen muß, bis er diese Vergünstigung erlangt, bisweilen auch gar bey seinem allenfalsigen Ausbleiben um sein in der Heimath zurückgelassenes Vermögen gebracht wird: so hat er entweder keine Lust mehr darzu, oder seine Lernbegierde ist erkaltet, oder seine Vorurtheile für die Vollkommenheit dessen, was er zu Hause gelernet hat, sind so tief eingewurzelt, daß bessere Kunstgriffe bey ihm gar nicht mehr erreichbar sind: oder, ... wann vielleicht noch eine Nationalunthätigkeit darzu kommt .... so wird dieses Verbot seine natürliche Trägheit begünstigen, da sie vielmehr ausgerottet werden sollte, und er wird für sich in einen Schlendrian verfallen, der nothwendiger Weise auch die ganze Nation befallen muß. .... Der Mensch, sagt Zimmermann, ist für den Menschen geschaffen; die Welt muß also nicht eine Einsamkeit seyn: aber sie würde es werden, wenn nicht Menschen mit Menschen, und Nationen mit andern Völkern Umgang pflegen dürften.

Alles dieses zusammengenommen, wird den Charakter der Nation dahin bestimmen, sich über andere hinwegzusetzen, und ihre eigene Thorheiten höher zu schätzen, als fremde Tugenden.

Man will zwar wissen, daß diejenige, welche auf Reisen gehen, gemeiniglich auch noch die Masse der einheimischen Schwachheiten durch ausländische vermehren: aber es ist eben so gewiß, daß alle diejenigen Völker die aufgeklärtesten sind, die sich mit den meisten fremden Thorheiten bekannt gemacht, zugleich aber auch, seys durch genauen Beobachtungsgeist, oder eignen Schaden, gelernt haben, daß es .... Thorheiten sind. Und sollte das Reisen in fremde Länder auch sonst keinen Nutzen, als den, haben, sich über gewisse Vorurtheile und falsche, oft abentheuerliche Vorstellungen hinwegzusetzen; so wäre schon diese Hinsicht wichtig genug, das Ausreisen nicht schlechterdings zu verbieten.

6. Wahr=

6.

Wahrscheinlich ist es, daß eine Nation für ihre Landeserzeugnisse keinen vortheilhaften und wichtigen Absatz gewinnen werde, die um deswillen selbst keine fremde Waare einnimmt, weil sie dieses zu thun zu viel Eigensinn, oder zu viel eingebildete Selbstgenügsamkeit hat, bisweilen auch ihr eigenes Interesse verkennet, und selten die erforderliche Staatsklugheit besitzet, um sich nicht durch die getroffene Anstalten zu schaden.

Das hieher entspringende Hinderniß ist zweyfach: entweder werden fremde Nationen diesen Absatz deswegen nicht mehr bey sich begünstigen, weil sie hierinnen eine Art von Wiedervergeltung auszuüben trachten; oder, der Absatz kann deswegen nicht von Statten gehen, weil von dem Lande, welches selbst keine fremde Waaren einnimmt, alles um baar Geld gekauft werden müßte, wovor man sich eben so sorgfältig hüten wird, als sorgfältig man auf der andern Seite

alles Geld im Lande zu behalten. Ist das erstere Land noch so spröde und unklug, selbst die, für einheimische Fabrikate eingenommene oder eingetauschte, Waaren den Mautgefällen ohne Rücksicht zu unterwerfen, so schlägt es seinem eigenen Handel eine neue Wunde, der doch wenigstens von dieser Seite frey gelassen werden sollte, damit die Fabrikanten aufgemuntert würden, ihre Arbeit auch im Auslande beliebt zu machen: dieser Handel ins Ausland würde an Wichtigkeit noch mehr gewinnen, wenn man, ohne Abgaben zu entrichten, diesen Tausch treiben dürfte, der keinem Lande schädlich werden kann, da er kein baares Geld erfordert. ....

So gewiß es ist, daß das, durch ein solches Einfuhrsverbot fremder Waaren empfindlich beleidigte, und zu Gegenmitteln veranlaßte, Ausland eine Art von Wiedervergeltung beschliessen wird: so gewis ist es auch, daß der Staat, welcher hierzu die erste Veranlassung gegeben, sich eben dadurch auf einer empfindlichen Seite schaden,

und

und seinen Unterthanen ihre Nahrungswege versperren werde. Dieser Schaden kann grösser oder kleiner seyn, je nachdem dieser Staat entweder auf natürliche Erzeugnisse zählen kann, die nur allein bey ihm zu Hause sind; oder nicht. In jenem Fall wird das beschlossene Wiedervergeltungsverfahren des Ausländers einen nothwendigen Abfall leiden, weil es nicht zu erwarten ist, daß Jemand seine Rache so weit ausdehnen werde, um sich darüber selbst in Ungelegenheiten zu versetzen: und hier hat man es nur der besonders guten Beschaffenheit des Landes, nicht aber der Staatsklugheit beyzumessen, wenn nicht aller Aktiv-Handel aufhöret. Wann aber die Nation, welche die fremden Waaren mit Verachtung vor ihrer Thüre hinwegweiset, keine solche natürliche Erzeugnisse hat, die anderwärts unentbehrlich sind, und nothwendig bey ihr allein erkauft werden müssen; so läßt sich fast gar kein Verkehr mit andern Nationen mehr gedenken.

Man lachte sonst über die übertriebene Strenge der Karthäuser, welche das ganze menschliche Geschlecht entbehren zu können träumten, und darauf keinen Bedacht nahmen, daß ein Mensch für den andern geschaffen, mithin auch keiner dem andern sich zu entziehen berechtigt sey: wer wollte aber nicht vielmehr über eine ganze Nation lachen, welche diese Grille durch Gesetze heiligt, und zu stolz ist, als daß sie noch ein Glied jener Kette seyn wollte, wodurch die Menschheit von einem Pole zum andern aneinander geschlossen ist! Thut dieses etwa gar vollends eine Nation, welche die Mönchs- und Nonnenthorheiten selbst lächerlich macht; so möchte man fast sagen, sie sehe den Splitter im Auge des Bruders, den Balken im eigenen Auge aber werde sie nicht gewahr.

7.

Wahrscheinlich ist es, daß ein Land auf keinen auswärtigen Verschluß seiner Waaren Rechnung machen könne, das einen abweichenden und höhern Geldfuß hat, als seine Nachbarschaft.

Wenn das hereingehende Geld an seinem Werthe, den es auswärts hatte, verliert; so können die dafür verschriebene Waaren, welche in diesem Lande mit schwerem Gelde eingekauft, in jenem aber in leichtem Gelde wieder verschlossen werden müssen, kein sonderlich grosses Glück machen, weil der Handelsmann, wenn er dabey einen Profit sucht, den Verlust seines Geldes nothwendigerweise in Anschlag bringen muß: und dieses bewürkt so viel, daß dergleichen Waaren weniger auswärtigen Verschluß finden können, weil sie verhältnißmäßig viel zu theuer sind.

Ein Beyspiel mag der Sache Erläuterung geben: Die Stahlarbeiten sollen in zweyen

verschiedenen Kreisen Deutschlands gleich gut verfertigt werden, und die Vollkommenheit der englischen Waaren haben: nun ist in einem dieser Kreise der leichte, in dem andern der schwere Münzfuß eingeführt; und ein dritter Reichskreis, der ebenfalls des leichten Geldes sich bedienet, hat die Wahl, in welcher von beyden Provinzen er einkaufen will: .... so ist nichts natürlicher, als daß er da seinen Einkauf besorge, wo man an dem Gelde keinen Verlust zu befürchten, und folglich auch keine Einbusse am Gewinnste mit in den Anschlag zu bringen hat. Man setze ferner zwey Kaufleute in Eine Stadt, wovon der eine seine Stahlwaaren aus dem Lande mit dem schweren Geldfuß, der andere aber aus dem andern Lande bezieht: so kann der letztere an seine Artikel geringere Preise setzen, und doch mehr Verschluß, mithin auch mehr Gewianst haben, als der andere; dieses wird dem ersten Lande seinen Verschluß nach und nach verringern, und der hieraus erwachsende Schaden wird lediglich als eine Folge des Geld-

fusses

fusses anzusehen seyn, weil wir die Waaren als gleich gut voraussetzten.

Sagt man etwa noch, wie man, ohne es genau erwogen zu haben, so gerne sagt, daß das Land, welches den schweren Münzfuß hat, seine Waaren vielleicht um so viel wohlfeiler geben könne, als sein Geld von dem Gelde der einkaufenden Provinz unterschieden ist: so ist dieses aus dem Grunde unrichtig, weil der Arbeiter in dem einen Lande mit seinem schweren Gulden nicht wohlfeiler lebt, als der Arbeiter des andern Landes mit seinem leichten Gulden; indem der Unterschied, wenn er sich bis auf kleinere Münzsorten oder Scheidemünzen herab erstrecket, viel zu unerheblich, und nur bey grössern Summen sichtbar ist: denn man richtet mit dem schweren Groschen, der einzeln ausgegeben wird, in dem einen Lande nicht mehr aus, als mit dem leichten in dem andern.

Hat vollends ein Land, wo schwer Geld im Umlaufe ist, ein Verbot der fremden

Waaren ohne Unterschied bey sich eingeführet; so kommt bey dem Käufer, der nun ohnehin die Auswahl hat, jene Abneigung, die durch die ausgeübte Wiedervergeltung sichtbar wird, ins Spiel, und verhindert den gehoften Absatz noch weit mehr: oder, wenn die Einwohner desselben mit einer allenfalsigen Nationalträgheit vielleicht noch gar eine wollüstige Lebensart verbinden; so ist der Fehler unheilbar.

8.

Wahrscheinlich ist es, daß ein Staat, wo schwer Geld im Umlaufe ist, nicht wachsam genug werde seyn können, zu verhindern, daß nicht immerhin namhafte Summen

men baaren Geldes ausser Lande gehen sollten.

Dieser Umstand ist für die angränzenden Staaten viel zu anlockend, als daß man sich nicht alle Mühe geben sollte, alle zu erhebende Bezahlungen in baarem Gelde des schweren Münzfusses einzufodern: mithin wird auch ein solcher Staat, durch diesen Umstand, und wenn noch andere weit wichtigere darzu kommen, in die Verlegenheit gesetzet werden, niemals auf einen blühenden Aktiv-Handel sich eine wahrscheinliche Hofnung zu machen, da man auf einer Seite nach seiner schweren Baarschaft lüstern ist, auf der andern aber so viele Hindernisse im Wege stehen, die ihm den Handel mit innländischen Waaren ins Ausland erschweren.

Nicht allein aber der Ausländer wird darauf bedacht seyn, von dem schweren Münzfuß, so viel an ihm liegt, Nutzen zu ziehen; sondern auch der Landesunterthan selbst findet seine Rechnung dabey, das baare Geld aus dem Lande zu befördern, um seinen eigenen

Vortheil dadurch zu begründen. .... Wenn er die Wahl hat, seine Artikel, mit denen er Handel treibt, entweder im Lande, oder auswärts zu kaufen; so kann es ihm natürlich nicht gleichgültig seyn, ob er dieselbe in diesem oder jenem Münzfuß einthut. Kauft er im leichtern Münzfuß ein, so hat er um eben so viel mehr Gewinnst, als sein einheimisches Geld, das er für seine Waaren einnimmt, schwerer ist. Dies verursacht es auch, daß Fabrikwaaren immerhin lieber aus einem Lande bezogen werden, das leichtes Geld im Umlauf hat, als daß man geneigt wäre, mit schwerem Gelde im Lande einzukaufen, und seinen möglichen Gewinnst schon beym Einkaufe selbst zu schwächen. So wie ein Land, wenn es zum Beyspiel gerne viele Zechini, Sigliati, Kremnitzer und Holländer Dukaten an sich ziehen möchte, nur einen grössern Werth darauf zu setzen, das heißt, ein beträchtlicheres Agio in gutem Silbergelde zu geben braucht, um dieselbe aus ihren Schlupfwinkeln hervorzulocken; eben so verhält es sich auch mit dem Waarenhandel, bey dem man nur gewisse Artikel wohlfeiler erlassen darf,

als

als man sie in dem Lande, wo der einkaufende Handelsmann zu Hause ist, nicht erläßt: dann wird das baare Geld, wie wenn es geflügelt wäre, ins Ausland fliegen, und wie ein dichterer Körper in der leichtern Luft, auf fremden Boden fallen. Auf diese Art läßt es sich nun mit leichter Mühe erklären, warum der abweichende Münzfuß den baaren Geldvorrath eines Landes verringert, den Absatz der einheimischen Fabriken schwächet, den Schleichhandel vortheilhaft und anlockend macht, die Verbote fremder Waaren entkräftet, die Mautgefälle vermindert, und der Nationalämsigkeit hinderlich werde?

9.

Wahrscheinlich ist es, daß der bleibende Wohlstand eines Landes nicht gerade und allein

kein nach der Menge der darinnen bestehenden Fabriken beurtheilt und geschätzt werden dörfe....

Die Erde ist, nach dem physiokratischen und gesündern Systeme, die Urquelle alles Reichthums; und ein Land ist also nur insofern glücklich, als es seinen Boden, vor allen andern Dingen, auf die bestmögliche Art zu benutzen weis: die überflüssigen Arbeitsleute mögen sodann, wann jenes schon in unmangelhafter Richtigkeit, nirgends kein unangebauter Fleck mehr, und alles im blühendsten Wohlstand auf den Fluren ist, bey Fabriken angestellet werden. Aber, da die Handlung zugleich auch mit zu dem Wohlstande eines Landes gehöret, und zunächst dem Feldbau die Aufmerksamkeit und Unterstützung der Nationen und der Monarchen verdienet, je unwidersprechlicher die Beyspiele der Geschichte und der täglichen Erfahrung sind, daß diejenige Länder die glücklichsten genennet zu werden verdienen, welche es, durch Fleiß beym Feldbau und Begünstigung des Handelswesens zugleich, am weitesten gebracht haben, und diese zwo unversiegbare Nahrungsquellen ihrer Hochachtung würdigen; so

ist es gut, wenn man dahin den Bedacht nimmt, diese durch das Emporkommen jener nicht zu verdrängen: daß aber dieses geschieht, das heißt, daß die Handlung durch die Fabriken beeinträchtiget werde, wenn mit dem Rechte, eine Fabrike zu haben, zugleich auch das Verkaufs- oder Handlungsrecht verbunden ist, scheint sehr natürlich zu seyn, weil der Kaufmann dem Fabrikanten seine Waare aus dem Grunde nicht abnehmen kann, da er daran keinen Vortheil zu finden weis, indem der Fabrikant seine Artikel immerhin wohlfeiler zu verkaufen im Stande ist, als der Kaufmann. ....

Dieser Umstand wird zwischen beyden eine Trennung, einen Neid, eine Eifersucht zuwegebringen. Wann sodann der Fabrikant in den Fall kommt, zu Fortführung seines Geschäftes eine baare Summe nöthig zu haben, welches Bedürfniß durch eine unbedeutende Stockung im Verkaufe veranlaßt werden kann; so giebt ihm der Kaufmann diese nicht, weil er es nicht ungern sieht, wann die Fabrikumstürze fleißig miteinander abwechseln: mithin muß der Fabrikant zu Grunde gehen, es wäre denn,

denn, daß der Staat die benöthigte Summen herschiessen wollte; dieser aber sucht sich gemeiniglich desto mehr aus der Schlinge zu ziehen, je weniger er geneigt ist, das Aufkommen des Landes mit Herbeyschaffung baarer Geldsummen zu befördern, und nur gerne den unthätigen Zuschauer macht, wann thätige Unternehmer mit der Schwindsucht ihrer Kräfte befallen werden.

Die nothwendige Folge hievon wird diese seyn, daß sich der Fabrikant selbst zu Grunde richtet, wenn er sich nicht auf seine eigene Kräfte verlassen kann: und dieses sind die gefährlichsten Gegenpillen wider die Fabrikensucht; nicht einmal der wichtigen Wahrheit Erwähnung zu thun, daß das innländische Fabrikenwesen auf einen glänzenderen Fuß gebracht werden könnte, wenn der Unternehmer nicht in die Versuchung geführet würde, sein Kapital theilen, und die eine Hälfte auf die Fabrike selbst, die andere aber auf den Handel zu verwenden, welches den unvermeidlichen Nachtheil mit sich bringt, daß eine getheilte Kraft in den einzeln Theilen desto schwä-

cher ist, je mehr sie in der Vereinigung auszuführen vermögend gewesen wäre.

Wahrscheinlich ist es zwar gleichwohl noch, daß einige Fabrikbesitzer durch die ihnen zukommende Handelsfreyheit ihr Aufkommen finden werden; aber dies nur alsdann, wenn ihre Kapitalien groß genug sind, um diesen gedoppelten Versuch zu wagen: andere aber, die kein Generalpächtersvermögen haben, werden entweder keinen Versuch machen, oder .... zu Grunde gehen.

10.

Wahrscheinlich ist es, daß diejenige Verordnungen nicht die besten seyn können, die gleich bey ihrem Entstehen einen Theil der Mitglieder des Staats zu Grunde richten, oh-

ne

ne daß hierzu eine unabänderliche Nothwendigkeit, oder ein unwidersprechlicher Nutzen vorhanden wäre.

Entweder liegt nun die Schuld an der Verordnung selbst, oder an Nebenumständen, die dieselbe begleiten. .... Wenn die Verordnung, an und vor sich selbst betrachtet, so beschaffen ist, daß sie dem Staate mehr Schaden, als bleibenden Nutzen bringt, welches sich immerhin in der Folgezeit entwickelt, aber auch von denen, welche das Glück der Völker auf der Wage der Staatsklugheit wohlbedächtlich abzuwägen den schimmernden Beruf haben, zum Voraus erforscht, überlegt und beherzigt werden muß: so wurden jene zu Grund gerichtete Mitglieder ein unnöthiges Opfer für das Ganze, wodurch dasselbe erst keinen bleibenden Vortheil erlangt, mithin auch kein Recht hatte, diese grosse Aufopferung zu verlangen, welche nur ein solcher Staat billigen kann, der Kaltblütigkeit genug besitzt, viele Familien ohne Rettung zu Grunde gehen zu sehen, ohne diesen vorsetzlich veranlaßten Untergang derselben hemmen zu wollen: ist aber

die Verordnung für sich gut und nöthig; so hat zwar der Staat die Befugniß, den Nutzen des Ganzen zu befördern, sollten auch gleich einige Wenige nothleiden. Weil aber doch jeder Einzelne das Recht hat, zu verlangen, mit der größten Schonung behandelt zu werden, die sich nur immerhin mit den vorwaltenden Umständen zusammenreimen läßt; diese Schonung aber um so gewisser Platz greifen kann, je weniger Gefahr bey dem Aufschub der Bewerkstelligung einer neuen Verordnung ist: so ist es heilige Pflicht der gesetzgebenden Gewalt, und der unzweydeutigste Beweis von der edlen, erhabenen, menschenfreundlichen und wohlthätigen Gesinnung des Regenten, die gelindesten Wege mit der grössesten Mäßigung einzuschlagen, damit jedes Glied der Staatskette Vortheil, und nur den wenigsten Nachtheil empfinden möge.

Sehr unwahrscheinlich ist es, daß sich dergleichen lindernde Heilmittel in der grossen Vorrathskammer der Menschlichkeit, der Großmuth und der Staatsklugheit nicht sollten auffinden lassen: und sehr wahrscheinlich ist es,

daß man diesen Linderungsbalsam dem Eigensinne und den Vorurtheilen aufgeopfert habe, wenn man sich seiner nicht bediente, um die Maße des Elendes auf der Welt zu verringern. Giebt man sich aber gar keine Mühe, dergleichen Heilmittel aufzufinden, so dörfte sich eine Landesregierung bey unzufriednen und bey schwachen Gemüthern, vielleicht auch gar in den Augen des reifer denkenden Patrioten, des Mannes von Einsicht, des unbefangenen Weltbürgers .... leicht dem Verdachte aussetzen, daß sie mit den Unterthanen im Leben eben so ohne alle Schonung verfahren wolle, als nach ihrem Tode, wo diese ohne irgend eine Rücksicht eine Begräbnisart zu erwarten haben, die sich mit der gewesenen Wohnung des Ebenbildes Gottes so schwer, so hart zusammen reimen läßt.

II.

Wahrscheinlich ist es, daß kein Staat in Handlungsangelegenheiten durchaus brauchbare Gesetze werde entwerfen können, wenn nicht auch vor und bey dem Entwurf solcher Gesetze jene zur Mitwirkung gezogen werden, welche allein von der Sache die hinlänglichste Kenntniß haben können.

Zwar hat dieses seine Schwierigkeiten; aber nur träumende, nicht wachende Männer, finden unübersteigliche Hindernisse da, wo keine sind. Befürchtet man etwa, daß dergleichen Leute partheyisch rathen möchten; so verschwindet diese Furcht, so bald man bedenkt, sie werden lieber mit Hintansetzung kleinerer Vortheile dem Vaterlande aufrichtig und nach dem besten Bewußtseyn rathen, als durch schiefe und unanwendbare Vorschläge die Gesetze schwankend machen wollen, welches in Kurzem so viel bewirken könnte, daß neue entworfen, sie gar nicht mehr um ihr Gutachten gefragt, und sodann wahrscheinlich desto här-

ter

ter behandelt werden dürften, als niemals geschehen seyn würde, wenn sie da mit biderer Vaterlandsliebe zu Werke gegangen wären, als man es ihnen anheimstellte, die Wohlthäter der Nation zu werden, und dem Monarchen Beweise ihrer unbefangenen Denkungsart an den Tag zu legen.

Wird diese Vorsicht ganz verabsäumt, so braucht man keinen Wahrsagergeist zu haben, um einzusehen, daß bey solchen, ohne Zuthun der Sachkundigen entworfenen Anordnungen, falsche Vorstellungen zu Grunde geleget werden, welche dieselbe ihrer Haltbarkeit berauben. .... Ohne diese Vorsicht werden Gesetze zum Vorschein kommen, wie in kleinen Aristokratien und Miniaturbildern von Republiken, wo der in seinem Fache brauchbare Apotheker, wie Schlözer aus Gelegenheit Genfs den Fall aufstellt, den Aufseher über das Bauwesen, ein anderer ehrsamer Handwerker den Staatsrath, ein dritter den Finanzminister machen solle: gleichwie aber dergleichen Männer aus sehr natürlichen Ursachen ihren Aemtern bisweilen wenig Ehre machen dürften, ohne daß

sie

sie deswegen die Natur einer stiefmüterlichen Kargheit beschuldigen können, weil sie ihnen die erforderlichen Talente nicht beschehret habe; indem sie in ihrer Art nützliche Leute seyn mögen, aber als Richter, Häupter und Anführer betrachtet, gemeiniglich blinde Führer eines blinden Haufens sind: also möchte man leicht in die Versuchung gerathen, von diesem, nicht ungewöhnlichen, Beyspiele einen Schluß auf ein Land zu machen, wo Handlungsunkundige durch Gesetze, die Leben und Tod enthalten, die Handlung in Aufnahme bringen wollen.

12.

Wahrscheinlich ist es, daß Fabriken in einem Lande schwerlich ein vorzügliches Glück

machen werden, wo der Innwohner nicht so wohlfeil, als anderwärts, zu leben gewohnt ist, weil die Fabriken nur an solchen am besten fortkommen, wo die Arbeitsleute froh sind, etwas zum nothwendigsten Bedürfniß verdienen zu können.

Man kann vorzüglich zweyerley Quellen der Nationalträgheit, oder der Hindernisse des Aufkommens der Fabriken angeben: einmal ists die gar zu grosse Ergiebigkeit des Bodens, so daß man beynahe nichts zu thun braucht, und doch die herrlichste Früchte im Ueberfluß bekommt; dann ists auch noch Mangel an Aufklärung, wann man weder von Seiten der Regierungen, noch viel weniger der Unterthanen darüber nachdenkt, alle Kräfte in die erforderliche Thätigkeit und Wirksamkeit zu setzen: so wie diese Hindernisse, deren es noch mehrere giebt, ganze Länder in der Niedrigkeit erhalten; also giebt es auch noch andere, die ihren Grund mehr, und zunächst in der Beschaffenheit der einzelnen Oerter haben. So sind gemeiniglich die Innwohner in und um die Hauptstädte, besonders in Hauptstädten eines

nes Landes, dessen Einwohner ohnehin zum gemächlichen Leben eine Vorliebe haben, vielweniger zur wohlfeilen Aemsigkeit aufgelegt, als die entferntern. Sie sehen zu viel Veranlassungen täglich vor sich, nach allerhand Bedürfnissen, mitunter auch nach Ausschweifungen lüstern zu werden; sie finden auch häufigere Gelegenheiten mit leichter Mühe so viel zu erwerben, als bey Fabrikarbeiten, wo man sich durch Fleiß und Wohlfeilheit seiner Preise hervorzuthun bedacht seyn muß, selten möglich ist.

Hieraus kann man ungefähr abnehmen, daß Fabriken am allerwenigsten in Hauptstädten angeleget werden müssen, wenn sie ihre Waaren gut und wohlfeil zu liefern im Stande seyn sollen: und da man ja überdies bey Hauptstädten sonst viele Nahrungswege hat, so ist es billig, auch auf Andere Bedacht zu nehmen, die sich weniger zu verdienen wissen. Ich bleibe aber vor diesmal bey der theuren Lebensart stehen, und glaube, daß Fabriken bey einem üppigen Volke nicht empor kommen.

Aus diesem Umstande entspringt zunächst das Hinderniß, daß weil dergleichen Arbeitsleute, um ihre mehrere Bedürfnisse zu befriedigen, auch grössern Lohn verlangen, eine solche Fabrik sodann ihre Waaren auch nicht so wohlfeil liefern könne, als andere, die ihre Arbeiter mit geringerem Lohne abfertigen. Entweder müssen nun, wann der Unterthan die Wahl hat, seine Waaren von innländischen oder auswärtigen Fabriken nach Belieben zu beziehen, jene Fabriken zu Grunde gehen, welche ihre Artikel nicht so wohlfeil zu liefern im Stande sind, wie andre; oder, wann die Einfuhr fremder Waaren ganz verboten ist, so werden die Fabriken, welche gleichsam durch jenes für sie günstige Verbot ein ausschliessendes Recht haben, ihre Artikel im Lande verschliessen zu dürfen, für den Staat, worinnen sie sind, ein um sich fressendes Uebel werden: der Unterthan hat die Nothwendigkeit auf sich, die Waaren ohne Rücksicht auf Güte und Preise von denselben abzunehmen; von dieser Seite sind sie für den Staat ein verzehrendes Uebel, weil sie gute Säfte an sich saugen, und nur verdorbene wieder von sich geben: sieht aber der Arbeiter

beiter den Vollauf und den anwachsenden Reichthum des Fabrikeigenthümers: so wird er diese Erscheinung als eine Folge der Ergiebigkeit seines Fleisses ansehen; sein Verbrauch wird sich vergrössern; mit vergrössertem Verbrauch wird er nach grössern Verdiensten lüstern werden, und sich seine Arbeiten theurer bezahlen lassen wollen; oder, wann man ihm dieses nicht verwilligt, so wird er mehr, aber desto schlechtere Arbeit liefern: und von dieser Seite werden die Fabriken den Wurm der Zerstörung in sich selbst nähren; ihr unausbleiblicher Zerfall wird den Zerfall vieler Familien bewirken.

Alles dieses zusammengenommen, und was der Sachverständige etwa noch selbst hinzusetzen kann, wird den denkenden Patrioten auf den Einfall bringen, daß, weil die Urquelle dieses Uebels in der theuerern Lebensart der Arbeitsleute zu suchen sey, die Fabriken auch niemals durch ein Verbot der ausländischen Waaren begünstigt, oder auf die Heerstrasse ihres nothwendigen Zugrundegehens geleitet werden sollen. Wenigstens ist sehr zu vermuthen, daß die Wahl, die dem Käufer zwi-

schen inn= und ausländischen Waaren vorbehalten bleibet, die Arbeiter nöthigen werde, ihre Geschäfte immer noch mehr zu vervollkommnen, und die Preise annehmlich zu machen, welches den eingebildeten Vorzug ausländischer Artikel unvermerkt schwächet, und endlich vollends ganz verdränget.

13.

Wahrscheinlich ist es, daß nicht allezeit die möglich grösseste Bevölkerung eines Landes dasselbe auch auf den höchsten Grad der Glückseligkeit erheben werde, wenn nicht zugleich auch die klügsten Maasregeln dahin genommen werden, diese Bevölkerung auf die wohlthätigsten

sten Zwecke hinzuleiten; das heißt, alle Hände so zu beschäftigen, daß mit dem Anwachs der Menschenzahl zugleich auch die Nahrungswege vervielfältigt werden: denn ausserdem ist die Uebervölkerung eben so natürlich, als gewis es ist, daß ein zu enge besäetes Rettichbeet nicht Einen ansehnlichen Rettich liefern wird, weil die Nahrungssäfte des Erdreichs mit seiner Größe im Verhältniß stehen. Dieses macht es begreiflich, daß die Bevölkerung einen gewissen Punkt habe, den sie nicht überschreiten müsse. Folglich handelt ein Staat nicht völlig klug, der sein Glück in der grössesten Bevölkerung allein sucht, und doch nicht hinlängliche Vorkehrungen zu treffen den Bedacht nimmt, diese ganze grosse Menge glücklich zu machen. Wenn man die Ländereyen nur so auf Gerathewohl mit Menschen überschwemmt, und sie sich hernach selbst überläßt; so dünkt michs, es sey eben so verkehrt, als wenn ein Profeßionist, oder wer er sonst ist, sein Haus mit Gesellen und Taglöhnern vollstopft, die ihm sein Bischen Säfte aufzehren helfen, ehe er einmal weis, wohin er alle ihre Arbeit verschliessen solle.

14. Wahr=

14.

Wahrscheinlich ist es auch, daß das Verbot der fremden Waareneinfuhr für den ganzen Staat ein fühlbares Uebel seyn, oder in kurzem werden müsse.

Diejenigen Innwohner, welche den Handel mit denselben zu ihrem seitherigen Nahrungszweige gemacht haben, sehen sich ihres Unterhalts beraubt, und sind unglücklich, weil vielleicht alle übrige innländische Handlungsgegenstände schon von andern lange zuvor an sich gebracht worden sind, oder weil sie so bald keine ergiebige Nahrungsquellen ausfindig machen können, als der Schaden sie zu drücken anfängt: .... die Regierung verliert eine Quelle ihrer Einkünfte, weil nahrungslose Leute keine Abgaben entrichten können; sie verliert einen grossen Theil ihrer Zoll- und Mauthgefälle; denn wenn die Prozente zu hoch sind, als daß der Kaufmann sich Rechnung machen dürfte, dabey noch einen Gewinnst zu finden;

so bleiben dieselbe gar weg oder aber man sucht die Argusaugen der Mautbedienten durch unerforschliche Schlupfwinkel, und nicht zu enträthselnde Schleichwege zu täuschen: .... nicht alle ausländische Waaren werden im Lande selbst verbraucht, sondern vielfältig wird damit auch ein vortheilhafter Zwischen- Kommißions- und Speditionshandel getrieben; dieser höret ebenfalls auf, weil der fremde Abnehmer ausländischer Waaren sich lieber, sollte es auch Umwege kosten, wo andershin wenden wird, als daß er sich grössere Zollabgaben gefallen lassen sollte, durch welche benachbarten Staaten der Hase in die Küche gejagt wird.

Haben dergleichen fremde Abnehmer solcher ausländischen Waaren die innländische Messen und Jahrmärkte besucht, wo sie ihre Geschäfte trieben, ihr Geld im Lande verzehrten, hie und da auch innländische Artikel gelegenheitlich mit einkauften; so wird, wenn sie ausbleiben, zugleich auch der Verschluß der eigenen Landeserzeugnisse gehindert: .... ein jeder Zwischenhandel beschäftigt eine angemessene Menge innländischer Arbeitsleute durch

das Weiterbringen der Waaren, sowohl auf der Achse, als auch durch Fahrzeuge an Flüssen; alles dieses höret auf, und die Nahrungswege werden versperrt: .... Wechselgeschäfte beleben einen Staat und seine Handlung, diese aber können nicht mehr so gut bestehen, wenn das Verkehr ins Ausland gehemmet ist; hierdurch leidet nicht nur der Unterthan allein, sondern auch der Staatskredit verliert sich: und wenn der Hof bey Kriegszeiten oder in andern Vorfallenheiten sich nicht auf den auswärtigen Kredit seiner Handelsleute verlassen kann, der den Monarchen so oft zu statten kommt; so ist er immer genöthigt, das baare Geld mit viel Kosten aus dem Lande zu schaffen, um seine Vorsätze auszuführen, ohne doch seine Absichten so gut und schleunig zu erreichen, als er sie durch Wechselgeschäfte erreichet haben würde. ....

Reiche Unterthanen sind ein unvergleichliches Kleinod der Staaten, weil man sich ihrer gar zu gut zu bedienen weis, wenn man grosser Geldsummen benöthigt ist: ist aber die Gelegenheit, sich durch Handlung Reichthümer

thümer zu erwerben, oder sich dieselbe zu erhalten, abgeschnitten; so muß man sich im Nothfall zu auswärtigen Kreditgebern wenden, und nachher die Interessen ausser Lande schicken, welches ein eben so grosses Nationalunglück zu nennen, als gewiß es ist, daß der Staat, wenn er nur seinen eigenen Unterthanen schuldig ist, bey allen seinen Schulden doch gut fortbestehen könne.

An Plätzen, wo die Handlung ohne Einschränkung blühet, halten sich gemeiniglich viele und wohlhabende Fremde auf, die daselbst ihr Geld verzehren, und den Umlauf desselben befördern; sie werden aber niemals, oder doch weit sparsamer, an solche Oerter kommen, wo sie zum Voraus schon wissen, daß sie nur einseitige Spekulationen machen, das heißt, nur kaufen, aber nicht verkaufen, können, welche aber von ihnen nicht geachtet werden, weil sie desto beschwerlicher sind, da kein wechselseitiges Verkehr, kein Waarentausch Platz findet, sondern alles um baar Geld verhandelt werden müßte. Wer aber um baar Geld einkauft, besucht eher und mit besserm Erfolg solche

Messen

Messen und Märkte, wo er die Waaren von verschiedenen Ländern gegeneinander vergleichen, und seinem Geschmack den freyen Lauf lassen kann, und sieht mit Verachtung auf ein Land herab, das die Vortheile, welche es bey den Fremden sucht, diese nicht auch hinwiederum bey sich finden lassen will; welches andere gerne brandschatzen möchte, um seinen Rachen zum Verschlingen desto weiter aufzusperren!

Ein Land, wo viele Fremde hinkommen, ist immerhin aufgeklärter, als ein anderes, das von Fremden nicht besucht wird, folglich hindert das benannte Verbot selbst auch die Aufklärung, die doch vorzüglich da begünstigt werden sollte, wo man sie noch so sehr braucht.

Mit einem Wort, man kann die üble Folgen nicht in ihre äusserste Winkel verfolgen, die sich über alle Stände, und fast über alle Nahrungszweige ausbreiten, und daselbst ihre schädliche Spuren zurücklassen, die erst durch die Länge der Zeit bey Tausenden im Privatstande sichtbar werden.

15.

Wahrscheinlich ist es, daß ein gänzliches Verbot der fremden Waareneinfuhr, oder gar zu hohe Mautabgaben, deren gewissere Behebung durch streng gewählte Strafen verbürget wird, das Hereinbringen der fremden Waaren niemals gänzlich hemmen werde.

Die gesetzgebende Macht, wenn es ihr sonsten nicht gleichgültig ist, auf einer Seite lächerlich zu werden, und auf der andern Grausamkeiten auszuüben, um sich durch deren Androhung grössere Gefälle zu versichern, und dem Lande einen scheinbaren Nutzen zu verschaffen, muß vor allen Dingen Klugheit genug besitzen, um alle gedenkbare Fälle bey der Aufstellung eines neuen Gesetzes behörig von einander abzusondern, und sich dieselbe vorhinein schon also vorzustellen, damit man nicht durch tadelhafte Uebereilung entweder dem Spott, oder dem Vorwurf der Tyranney und eines schändlichen Geitzes, blosgestellet werde.

Man

Man enthält sich hier Orts sorgfältig, im entscheidenden Tone über eine Angelegenheit zu sprechen, die die Angelegenheit ganzer Völker ist; man bescheidet sich aber auch aus hinlänglichen Ursachen um so mehr, seine Meynung als allein brauchbar anzupreisen, da man von Seiten aufgeklärt seyn wollender Regierungen alle Tage neue Beyspiele an den Tag kommen läßt, die zum vollkommenen Beweise dienen, wie ungereimt es sey, den entscheidenden Ton über etwas anzunehmen, wo man, ohne von der Oberfläche hinweggekommen zu seyn, schon die geheimste Winkel des betreffenden Gegenstandes ausgespüret zu haben, vorgiebt, aber eben durch diesen falschen Wahn, worinnen man stehet, und nicht nur selbst darinnen stehet, sondern ihn auch noch mit der Gesetzesehrwürdigkeit verbrämet, zu erkennen giebt, daß man da von Irrlichtern einer falschen Finanzwissenschaft und übelverstandenen Handlungskunst von der Heerstrasse der Wahrheit abgeführet worden sey, wo man, aus Mangel genugsamer Ueberlegung, den untrüglichsten und bequemsten Weg nicht finden konnte. .... Doch, ein Vorschlag von einem, der

seinen

seinen eigenen Weg beym Denken gehet, wie andere Menschenkinder, nur mit dem Unterschiede, daß er, ohne Ueberzeugungsgründe, die Jedermann einleuchten, Niemand zur Ueberzeugung nöthigt; .... ein Vorschlag von dieser Art, wenn er auch nichts nützen sollte, schadet doch wenigstens auch nichts.

Bey jedem aufzustellenden Gesetze, dächte ich, sollte man vor allen Dingen in genaue Ueberlegung nehmen, ob ein solches Gesetz nützlich, ob es nöthig ist; und ob die gewählten Mittel die leichtesten, die unfehlbarsten sind? Wird dieses überlegt, bevor ein auf allen Seiten hinkendes, unbestimmtes, und, der Natur des Gegenstandes zufolge, schwankendes Waarenverbot zum Vorschein kommt: so muß es sich ergeben, daß nur diejenigen Artikel, welche im Lande eben so gut, als auswärts geliefert werden, in etwas beschweret werden müssen, damit jene desto leichter ihren Vortheil finden, ohne die fremden entweder ganz zu verbieten, oder nur unter den härtesten Abgaben zu erlauben, weil dieses, wie gleich dargethan werden soll, einige andere schädliche

Wirkun-

Wirkungen hat. Dieser wohlüberdachte Entscheidungsgrund macht den ersten und wichtigsten Bestandtheil in Handlungsverordnungen aus; wiewohl es noch sicherer ist, wenn sich die Höfe mit dem Glücke der Nationen auf andere Art abgeben, ohne dem einzelnen Unterthan, welcher durch eigenes Nachdenken, wenn er klug ist, am sichersten geleitet wird, da ein Unverständiger nicht einmal durch gesetzliche Anweisung kann geführet werden, gleichsam die Portionen vorzuschneiden, so wie man den Kindern in den Schulen ihre abgemessenen Lektionen vorgiebt.

Das zweyte Augenmerk bey jeder Gesetzgebung sollte billig jenes seyn, niemals hohe Strafen auf solche Vergehungen zu setzen, die an sich selbst zu anziehend sind, als daß man nicht jenen sich dadurch zu entziehen suchen sollte, wenn man diese ungestraft ausüben zu können, Hoffnung hat. .... Wenn ein Unterthan von der Rechtmäßigkeit eines Gesetzes nicht überzeugt ist, wie er es oft auch nicht seyn kann; wenn er glaubt, die Uebertretung desselben versetze seine Nebenmenschen in keinen

nen wirklichen Schaden, ihm selber verschaffe es Nutzen; der Landesherr aber sey nicht befugt, seinen Nutzen zu schmälern, wenn nicht sein Schade auf andere seiner Mitbürger einen vortheilhaften Einfluß hätte: so wird er, da ihm sein Gewissen keine Vorwürfe macht, nur darauf bedacht seyn, das Gesetz übertreten zu können, ohne sich der darauf gesetzten Strafe schuldig zu machen. Weis er viel zu gewinnen; so wird er auch viel wagen: aber seine Verwegenheit wird ihm gleichwohl so viel Behutsamkeit an die Hand geben, die der Härte der zu befürchten habenden Strafe angemessen ist.

Will ein Landesherr alle Schleichwege verhindern, so bedenkt er nicht, daß die Erfindungskraft der Menschen, wenn es auf die Erwerbung wichtiger Vortheile und Vermeidung grosser Nachtheile ankömmt, der lernäischen Schlange gleichet, welcher für einen abgeschlagenen Kopf zehn andere hervorwuchsen. ... Harte Strafgesetze sind nicht der einzige Weg, die Ordnung aufrecht zu erhalten: um harten Strafen zu entgehen, schreitet man auch zu

nachdrücklichen Gegenmitteln; ja man ist immerhin mehr geneigt, zehen durchschlüpfen zu lassen, als nur einen einzigen nach aller Strenge zu behandeln.

So darf man zum Beyspiel die sichere Rechnung machen, daß da, wo auf den Ehebruch, wie in Sachsen, die Todesstrafe gesetzet ist, die Verletzung des sechsten Gebots weit seltener einen richterlichen Ausspruch erheischet, als anderswo: man wird sich viel zu sorgfältig hüten, bey einem so schlüpfrigen Vergehen, wo es neben der Befriedigung der Lüste auch noch um die Erhaltung des Kopfes zu thun ist, Zeugen um sich zu haben, deren in Sachsen, nach Karpzovs Lehre, in diesem Falle drey erfordert werden, um einem Angeklagten den Schädel wankend zu machen. Durch dieses Gesetz ist also für die Hahnreyhs weit schlechter gesorgt, als wenn die darauf gesetzte Strafe nicht so strenge wäre. Dort ist die Strafe härter, und der Beweis schwerer; hier wäre leichter zu beweisen, folglich die Strafe gewisser. Man darf also den sichern Schluß machen, daß im ersten Falle die Gesetze häu-

figer

ſiger ungeſtraft übertreten werden, als im zweyten.

Hieraus erhellet, daß durch unausführbare Verordnungen, die mit hohen Strafen im Bunde ſtehen, der Unterthan nur zu deſto geheimern Schleichwegen genöthigt wird, ohne welche er, weder ſeinen Nutzen finden kann, noch ſich einer ungereimten Abgabe zu entziehen weis: der Staat aber, oder, daß ichs recht ſage, derjenige Theil des Staats, welcher alle einzelne Gefühle in ſich zu vereinigen glaubt, mithin alle ſeine einſeitige Vorkehrungen für Anſtalten zum Wohl der ganzen Nation ausgiebt, bringt ſeine Unterthanen auf dieſe Art ſelbſt in die Falle, und verderbt noch nebenher ihren ſittlichen Charakter dadurch, daß er ſie Vergehungen mit frecher Stirne zu läugnen zwinget.

Unter dieſen Umſtänden wird ſich der obige Satz rechtfertigen laſſen, wenn es hieß, daß die Regierungen bisweilen lächerlich und grauſam zugleich ſind: lächerlich machen ſie ſich durch unnatürliche und unausführbare

Anordnungen, die mit dem Prachtwort für das allgemeine Beste die Welt täuschen, im Grunde aber eben so schädlich, als zu halten unmöglich, sind; grausam aber sind sie dadurch, daß sie, ohne dies zu beherzigen, gleich zu Rad und Schwert greifen, weil man sich entweder alles zu thun für berechtigt hält, oder gar die widersinnige Meynung heget, eine unedle und unkluge Anstalt könne durch den übelangebrachten Gesetzesschimmer edel und klug gemacht werden; welches eben so abgeschmackt ist, als behauptete man, ein an sich schon unmögliches Versprechen könne durch die Heiligkeit eines Eidschwurs .... eine Möglichkeit erlangen.

Nach diesen Betrachtungen im Allgemeinen, läßt sich die Anwendung auf die Waarenverbote gar leicht machen: Das Hereinschwärzen derselben, wie man den Schleichhandel mit einem, von Oesterreich her geborgten, Provinzialworte nennet, wird durch den engsten Kordon nicht gehemmet werden, je nothwendiger die verbotene Artikel sind; je grösser der Gewinnst, den man zu hoffen hat;

je härter die Strafe ist, der man durch ausgespähete Schlupfwinkel, und mit strenger Sorgfalt sich zu entziehen weis. Ein Staat lockt also seine Unterthanen selbst an das Messer, wenn er nicht einen nothwendigen Unterschied der Waaren feststellet, sondern vielmehr durch die anreizendste Vortheile seine Bürger zu Schleichwegen und Strafe verführet.

Allem diesem auszuweichen, wäre es weit natürlicher und billiger, die Verordnung so einzurichten, daß man die in den Augen aller Welt entbehrliche Waaren, deren es aber so viele nicht geben möchte, als man, nach einem gewissen Verzeichniß verbotener Waaren zu urtheilen, die Welt glauben machen will, durchaus nicht hereinlasse; daß alle übrige aber, ohne Unterschied, etwa fünf Prozent Maut zu entrichten hätten: wer sich aber dieser geringen Abgabe muthwillig und freventlich entzöge, könnte ganz empfindlich gestraft werden.

Auf diese Art würde zwar die Lüsternheit der Unterthanen nach fremden Produkten dem

Staate

Staate in diesen zinsbaren Zeiten, wo die Taxen so häufig im Schwange gehen, und man beynahe die eingeschlürfte Luft vermauthen mus, zinsbar gemacht; die innländischen Arbeiter aber würden sich bestreben, ihre Waaren immer mehr zu vervollkommnen, und sie wohlfeiler zu erlassen, als es bey den ausländischen nicht möglich ist, bey welchen Frachtkosten und Mautgebühren schon einen ziemlichen Unterschied machen müssen: Niemand würde eine so grosse Strafe wagen, um etwa fünf Prozente zu gewinnen, weil die Ungewißheit eines unerheblichen Gewinnstes, und die Gefahr der Entdeckung, nicht so viel Anlockung übrig läßt, sich einer harten Strafe aufs Spiel zu setzen; der Staat würde in einem Jahr mehr Mautgefälle erheben, als sonst nicht in zweyen, weil er seltner, oder gar nie betrogen würde, und das Handelsverkehr zunehmen müßte; die Nation verlöhre nicht soviel von ihrer natürlichen Freyheit; das Land gliche nicht einem Kerker, der, statt der eisernen Thüren und Gitter, an allen Enden und Ecken, der Runde nach, mit Zöllnern und Sündern umstellet, und der Meynung nach, sicher

genug

genug verwahret ist, um die brüderliche Mittheilung der Nationen ja fein sorgfältig abzuschneiden: selbst die Handlung eines solchen Nationalkerkers, wie man ein solches Land nennen möchte, ins Ausland würde gewinnen, weil man weniger das Wiedervergeltungsrecht auszuüben trachten wird, als es bey dem bestehenden Verbote geschieht; die Nation würde zu Spekulationen mehr aufgemuntert werden, wenn jeder die Befugniß hätte, nach seinem eigenen besten Gutbefinden seine Geschäfte zu erweitern, welches dem Lande zehnmal grössere Vortheile zuzöge, als diejenigen sind, worauf man schon deswegen eine ungegründete Hoffnung hatte, weil die Rechnung ohne den Wirth gemacht wurde: die Regierung würde ihre Liebenswürdigkeit nicht untergraben; der Unterthan würde alle knechtische, alle sklavische Furcht aus seiner Seele verbannen, den wohlthätigen Monarchen segnen, der durch gelinde Wege grosse Zwecke zu erreichen trachtet; die kleine Abgabe könnte er als einen Theil zur Aufrechthaltung des Staats ansehen, sie desto williger abreichen, und dafür nicht beständig mit

dem

dem Geklirre der Ketten betäubet, und am Gefühle stumpf gemacht werden.

Ich könnte diese meine Behauptung von dem unfehlbaren Nutzen der Mautverringerung dadurch bestärken, wenn ich mich ausdrücklich und namentlich auf ein gewisses Land beziehen wollte, welches meinen Satz durch wirkliche Erfahrung erhärten müßte. Diejenigen, welche mit den Mautgeschäften eben desselben Landes, das ich in Gedanken führe, bekannt sind, brauchen nur ihre Einnahmsbücher nachzuschlagen, um eine gedoppelte Bemerkung zu machen: einmal werden sie, wann sie sich getroffen fühlen, finden, wem alle diese Wahrscheinlichkeiten grössestentheils gelten; und wer von denselben den wichtigsten Nutzen ziehen könnte, wenn man sie prüfen und anwenden wollte? und dann würde man sich auch zu überzeugen Gelegenheit haben, daß diese meine Behauptung nicht so auf Gerathewohl aus der Luft gegriffen ist, die bey manchen Projektmachern zur unerschöpflichen Quelle des Unsinns dienet.

Man ist schon vielfältig in der Meinung gestanden, daß Chokolade ein solches Getränk sey, das mit den Regeln der Enthaltsamkeit nicht übereinstimme, und, in sittlicher Hinsicht, auf die Säfte der Menschen einen nachtheiligen Einfluß habe. Diese, obgleich nach meiner Ueberzeugung, völlig falsche Vorstellung erzeugte vermuthlich die Verordnung, daß der Zentner Cakao, dieses wichtigste Ingrediens zur Chokolade, sieben und vierzig Gulden Maut zu bezahlen hatte. Gerade um jene Zeit, als man mit einem schauerlichen Verzeichniß gänzlich verbotener, und auch solcher Waaren ausrückte, die ungleich erhöhete Mautgebühren bezahlen sollten, erbarmte man sich wieder über den unschuldig = verschrieenen Cakao, weil sich vielleicht ausgetrocknete Stutzer und gern tändelnde Weiber gar zu sehr über die unbillige Mishandlung dieses allerliebsten Getränkes beschweret haben mochten: und siehe da, die Mautabgabe des Zentners wurde auf achtzehen Gulden herabgesetzt; und schon nach dem ersten Vierteljahre siehet man die Probe augenscheinlich, daß innerhalb dieser Zeit mehr von diesem Artikel an Geld eingekommen, als in

in der nämlichen Zeit eingekommen ist, da man den Zentner noch um beynahe zwey Drittel höher, als jetzt, vermauthen mußte. Man muß nicht etwa glauben, daß vorher von dieser Waare um so viel weniger hereingekommen, als jetzt; sondern man darf sicher darauf zählen, daß man zuvor, als viel zu gewinnen war, desto behutsamer und häufiger geschwärzet habe. Man vermindere aber diese Abgabe vollends auf fünf Gulden, dann werden gewis einem so unbedeutenden Gewinnste zulieb, keine Zollbetrügereyen mehr gewagt, vielweniger wirklich getrieben, sondern die landesherrliche Einkünfte noch weiters vergrössert werden.

16.

Wahrscheinlich ist es mithin zufolge aller dieser Wahrscheinlichkeiten, daß ein Staat, worinnen alle diese Fehler, grösser oder kleiner angetroffen werden, denjenigen Grad von Glückseligkeit zu erreichen unfähig sey, den er erreichen könnte, wenn man zu den wohlthätigsten Zwecken auch die schicklichsten, ausgedachtesten und wohlthätigsten Mittel wählte. Oder, daß ich mich bestimmter ausdrücke, wenn ein Regent, der sich und seine Länder entwickeln möchte, solche Rathgeber besässe, die zu wohlthätigen Zwecken die heilsamsten Mittel ausfindig zu machen Kopf genug haben.

Zweyter Abschnitt.

17.

Wahrscheinlich ist es, daß in einem Staate nicht jederzeit zu den wohlthätigsten und gemeinnützlichsten Zwecken die ausgesuchtesten Mittel gewählt werden können, wo die Preßfreyheit noch dem Zwange unterliegt.

Wenn die Preßfreiheit, die von Rechtswegen in der politischen und sittlichen Welt eben das seyn sollte, was das Licht der Sonne für unsere Erde ist, wenn diese, sage ich, nicht so weit sich erstrecket, daß man über alle Gegenstände, die die Wohlfahrt des ganzen Staates betreffen, seine Meynung ganz freymüthig und ungehindert sagen darf, ohne Gefahr zu laufen, dem Neide und der Verfolgung jener ausgesetzt zu werden, welche bessere Gründe zu haben glauben, und die ihrige nur um deswillen

len für untrüglich halten, weil es unter allen Menschenklassen Leute giebt, die nur ihre Einfälle alleinweise und alleinausführbar zu seyn wähnen; so ist es begreiflich, daß die Gedanken vieler helldenkenden Köpfe im Dunkeln bleiben: auch ist es nicht zu läugnen, daß manche gute Köpfe, die der Aufklärung fähig wären, nur deswegen unaufgeklärt sind, weil ihnen ihr Talent, wofern sie es entwickeln wollten, zur Sünde und Uebertretung gerechnet werden würde; denn es ist unter manchen Himmelsstrichen eine politische Sünde, wenn der Untergebene klüger, als der Rath des Fürsten ist. Moralische Sünden strafet das Gewissen, aber jene erregen den Zorn der Narren, welcher oft grausamer tobet, als das fürchterlichste Hagelwetter.

18.

Wahrscheinlich ist es, daß ein Land niemals auf einen vorzüglichen Grad der Aufklärung sich emporzuheben vermögend seyn werde, wo der Geist der Duldung entweder überhaupt das völlige Bürgerrecht noch nicht erlanget hat, oder wo derselbe die untergeordnete Stellen nicht eben so belebet, wie den Monarchen; wo man nur tolerant scheinet, um den äusserlichen Wohlstand nicht zu beleidigen, im Herzen aber Gesinnungen heget, wie ein Pfaffe aus dem Jahrhundert eines Gregors des Siebenden. Diese Gesinnungen sind es, welche den niedern Grad der Aufklärung, worauf man stehet, bezeichnen.

Duldung, im ausgedehntesten Begriffe des Worts, die man Personen und Schriften über Religion sowohl als politische Gegenstände zu Theil werden läßt, ist die reizende Mutter der Aufklärung; Intoleranz aber ist eine Misgeburt der Geistesverfinsterung. Die grösseten Geister aller Zeiten würden eine Verfolgung

folgung wegen Meynungen, die man in Schriften oder auf andere Art Andern mittheilt; eine wechselseitige Gehässigkeit wegen Religionssätzen, die sich ohnehin, besonders in unsern Tagen, wo man Leßinge und Voltäre liest, nicht bis zum Handgriffe erweisen lassen, für niederträchtig gehalten haben. Karl der Fünfte, der sich der fortschreitenden Reformation so sehr widersetzte, erkannte diese Wahrheit erst alsdann recht lebhaft, als er seine Kronen mit einer Mönchszelle vertauschet hatte. Ich habe, sagte er damals, dreyßig Uhren auf meinem Tische stehen, und darunter sind nicht ihrer zwo, die im nämlichen Augenblicke ganz genau einerley Stunde zeigen. Wie konnte ich doch auf die Grille gerathen, alle Menschen in Religionssachen auf einerley Art denken zu lernen! Bin ich nicht seltsam thöricht, und wunderseltsam hochmüthig gewesen?

So sehr man heut zu Tag das Bezeugen Seiner unfehlbaren Heiligkeit, des Pabstes Zacharias, abgeschmackt und lächerlich findet, daß derselbe auf Einrathen des Erzbischofs Bonifazius den Salzburgischen Bischof Vergil mit Bann und Absetzung bedrohete, weil dieser durch mathe-

matische

matische Beobachtungen, die so sehr begreifliche Lehre eines Pythagoras und Plinius von den Gegenfüßlern richtig und gründlich fande; eben so wenig Ehre macht es den versammelten heiligen Vätern zu Konstanz einen Huß dem Scheiterhaufen übergeben zu haben, dessen Schriften in den neuern Zeiten hervorgesucht, neu aufgelegt und gelesen werden. Die unabsehbare Reihe der Religionsverfolgungen, welche eine unabsehbare Reihe Schandsäulen der Menschheit sind, werden hier billig überschlagen, da sie, zur Demüthigung des menschlichen Stolzes, ohnehin die Geschichtbücher anfüllen.

Nur derjenige scheint den Namen eines großen Manns zu verdienen, der nirgends blindlings glaubt, nirgends stumme Folgsamkeit in die Rechte der Vernunft hinsetzet, der kein verdienstliches Werk darinnen sucht, Dinge zu glauben, worüber man vielleicht nach einem halben Jahrhundert lacht, und sie so widersprechend findet, als Zirkel und Viereck. Nur derjenige macht sich von seinem Schöpfer den anständigsten Begriff, welcher alle seine natür=

natürliche Einsichten und Beurtheilungskraft anwendet, um in allen Dingen die erhabensten Absichten Gottes zu entdecken und anzubeten, seinen Untersuchungen aber niemals eine Sperrlinie vorleget.

Die ganze Natur verherrlichet die Grösse des Allvaters durch die unendliche Stufenfolge der abwechselnden Vollkommenheit der Dinge in der sichtbaren Schöpfung: der Mensch steht auf dieser Leiter oben an, er fühlt sich als das allervollkommenste Wesen, das vor allen andern seinen Geist am meisten zu veredeln vermögend ist; er empfindet einen unersättlichen Durst, aus der unversiegbaren Quelle der Wahrheiten zu trinken: und dieser, der alles das in sich fühlt, wenigstens fühlen sollte oder könnte, dieser sollte, ohne Schamröthe, seine Geistesfähigkeiten so weit verläugnen, daß er Gegenstände, die auf sein Glück, Ruhe und Zufriedenheit Einfluß haben, seinem Fassungsvermögen für unfaßlich erklären, und nicht auch die Meynungen anderer Menschen darüber prüfen wollte? Sollte es unter diesen Umständen Sünde seyn, sich mit denjenigen

Wegen bekannt zu machen, worauf andere den Zielpunkt des Menschenglücks zu finden trachten?

Wenn es aber an deme ist, daß man fremde Meynungen, ohne erst zu untersuchen, ob sie unrichtig sind, oder sie nicht prüfet, weil man sich hierzu ausser Stande fühlet, schon deswegen für unrichtig erklärt, weil sie auf fremdem Boden wuchsen, und eben so von der Grenze zurückjagt, wie man es mit Kontrebande macht: so darf man den sichern Schluß machen, daß ein solcher Staat hinter jenen andern Völkern eben so weit zurücke bleiben werde, je weiter die letztere über dergleichen schimpfliche Vorurtheile sich hinwegsetzen.

Alle Menschen haben eben denselben Schöpfer und Ernährer; und Menschen sollten ihre Brüder, um einiger Kleinigkeiten willen, nicht lieben? Alle Menschen haben ihre Vernunft von Gott empfangen, und diese sollten sich einander zanken und verfolgen, weil der eine mit diesem seinem Geschenke des Himmels da stille stehen zu müssen glaubt, wo der Andere noch einige Schritte vorwärts waget? Alle haben

ben den nämlichen Drang sich zu vervollkommnen, und den Geist zu veredlen, der so sehr nach Vollkommenheit strebt: und man sollte sich einander hassen, weil der eine mit dem Probiersteine der Vernunft schon hienieden auf Erden solche Dinge prüfet, deren Untersuchung der andere für die zukünftige Welt aufsparet?

Der Glaube ans sittliche und bürgerliche Beste, sagt Deutschlands Linguet, Wekhrlin, scheint die einzige Religion zu seyn, wozu ein Mensch mit Recht gezwungen werden kann. Die Grundsätze dieser Religion aber sind von allen theologischen Systemen völlig unabhängig: folglich ist der Staat befriedigt, sofern ein Bürger gerecht und ruhig ist. Der Keim der Intoleranz ist kein andrer, als der, daß wir unsere Meynung immer mit den Augen des Glaubens, Anderer ihre Meinungen aber mit den Augen des Verstandes ansehen. Das Toleranzsystem wird nur alsdann einen glücklichen Umschwung erlangen, wenn die menschliche Vernunft diejenige Richtung zu bekommen das Glück hat, ein vor allemal solche Grundsätze auszuüben, die das gesellschaftliche

Menschenwohl befördern, und sich nicht mit dem bemengen, was von eines jeden einzelnen besondern Ueberzeugung abhänget.

Der Staat hat nur die Befugniß, die äusserlichen Handlungen des Bürgers, insofern sie schädlich werden könnten, durch Gesetze im Geleise der Ordnung zu erhalten: ist er in Ansehung seines Ruhestandes untadelhaft, so soll ihm der freye Gebrauch seiner unabhängigen Vernunft, die sich in keine Fesseln schlagen läßt, uneingeschränkt überlassen bleiben. Und weil gegründete Religionsüberzeugung eine Folge seiner vernünftigen Ueberlegung ist; so wäre es thöricht, ihm beyde zugleich abzuzwacken. Aller diesfalsige Zwang ist Eingriff in die Freyheit der Geister, und des Gewissens, folglich schimpflich und tyrannisch.

Man läugnet es nicht, daß freymüthige Betrachtungen über eingebildete Götzen des Pöbels manchen undenkenden Köpfen, deren es in den höhern Klassen so viele, als bey den übrigen Menschenkindern giebt, ihre Vorstellungen eben so leicht in Verwirrung setzen

können, als das Mittagslicht dem die Augen verblendet, der aus einem tiefen Gewölbe hervorgeht, worein nicht einmal ein gespaltener Lichtstrahl zu dringen vermag. Aber, was liegt auch daran? Sollte man denn wohl den Sonnenschein verwünschen, weil sich Blödsichtige über ihren, für sie unerträglichen Schimmer beschweren? Sollte man wohl deswegen die Schifffahrt verbieten, weil so viele Menschen dabey ihren Tod finden? Oder, sollte man aufgehöret haben, elektrische Versuche zu machen, nachdem ein Professor in Petersburg das Unglück hatte, bey einer genaueren Prüfung dieser, für die Menschheit so nützlichen Entdeckung, von den blitzähnlichen Funken des Elektrophors getödet zu werden? Hat nicht die Erfindung der Buchdruckerey in der Aufklärung der Welt Epoche gemacht, wenn gleich die Alleinmäckler eines Bischen Wissenschafts, die nur in einem faden Wörterkram bestanden, jene Despoten im Reich der Dummheit, einen Faust und Schwarz, diese Zierden Deutschlands, für Zauberer und Teufelsverbrüderte ausschrieen? Wie lange soll noch den Nationen die Binde vor den Augen bleiben,

hinter der sie nicht sehen können, was zu ihrem Frieden dient? Alles Neue überrascht, besonders, wenn entgegenstehende vorgefaßte Meynungen den Schlendrian schon zu tiefe Wurzeln fassen liessen: nach und nach aber treten geläutertere Begriffe an die Stelle des Wahns; das Licht der Aufklärung erhellet von Anfang einige Wenige, von denen die aufgefaßte Strahlen gleichsam wieder auf Andere zurückeprallen, so wie der Mond sein von der Sonne geborgtes Licht auf die Erde herabwirft. Der Geist der Nation veredelt sich, so wie sich die, den Wahrheitsschimmer aufhaltende, Gewölke von ihrem Horizonte verlieren.

Eine jede Nation sucht sich die Erfindung der andern zu Nutze zu machen: Die von den Deutschen zuerst entdeckte Buchdruckerey ist nun in ganz Europa eben so bekannt, wie die von den Engländern erfundene Strumpfweberey überall mit Beyfall aufgenommen wurde. Demnach ist es billig, daß die Früchte der Aufklärung, die in einem Lande bälder zur Zeitigung gelangen, als in einem andern, wo der

Boden noch nicht genug zubereitet ist, oder unter einem minder günstigen Klima des Staatshimmels liegt, durch Toleranz und Preßfreyheit herbeygeholet werden, und überall offene Thüren antreffen.

Tägliche Erfahrung lehret es, daß wenn der Mensch angewöhnet wird, seiner Vernunft in einem oder mehreren Fällen einen Zielpunkt zu setzen, über den er sich nicht hinauswaget; er diesen Vernunftzwang auch auf andere Fälle ausdehnen, und die natürliche Anlage zur Weisheit nicht so anpflanzen werde, als es möglich wäre, wenn er alles mit seinem eigenen unpartheyischen Gefühle zu prüfen, nicht aber andern nachzudenken oder nachzubeten, behörig wäre angewiesen worden.

Dieses ist ein Hauptnutzen, welcher durch die Preßfreyheit gestiftet wird: das Volk, wo sie blühet, lernt denken; und so wird es in den Stand gesetzt, von dem, was die Preßfreyheit etwa Verderbliches hervorbringen wird, sich selbst zu verwahren.

19. Wahr=

19.

Wahrscheinlich ist es, daß es sich mit der politischen Freyheit eben so, wie mit der Toleranz überhaupt verhalte.

Mit dem Wort politische Freyheit, wird hier diejenige freygelassene Befugniß der Unterthanen bezeichnet, vermöge welcher sie, ohne den schuldigen Gehorsam gegen den Monarchen zu beleidigen, ihre Gedanken über gemeinschaftliche Nationalangelegenheiten ohne Scheu eröffnen dürfen.

Wenn man Staat und Kirche zusammengenommen, mit einem menschlichen Körper vergleicht, so kann man sagen, daß sich die Hierarchie in geistlichen Sachen den Alleinbesitz des Nervensystems zugeeignet, und der übrigen Menschheit nur den Gebrauch der gröbern körperlichen Theile freygelassen habe. Die zum Theil wiederhergestellte Denkfreyheit eines, wie es scheint, von Vorurtheilen so ziemlich

lich freyen Monarchen, der aber mit herkulischer Anstrengung und Geduld, noch manchen Unrath vor sich her aufräumen lassen muß, wenn er die ihme beygelegte Ehrennamen auch bey der Nachwelt, so wie bey den Zeitgenossen behaupten will, läßt uns einen Blick in die reizende Zukunft werfen, wo die Wahrheit von Schlacken gereinigt, uud die Religion in ihrer ursprünglichen Liebenswürdigkeit und Einfachheit der Lehre sich zeigen, und von allen sie verstellenden unächten Zusätzen frey seyn wird. Es werden freylich noch manche tausend Eymer Wasser den Rhein und die Donau hinabfliessen, bis man überall so einfache Religionsbegriffe hat, wie sie Helvet wünschet. Es kann noch eine schöne Zeit vergehen, bis man einem Saint-Pierre allgemeinen Beyfall giebt, welcher meynt, daß der Priester jeder Religion nie anders wirklichen Nutzen stiften könne, als wenn er den Prediger einer lautern und reinen Sittenlehre mache. Indessen aber ist es doch noch wahrscheinlich, daß die Welt dereinsten diese irrdische Seligkeit in Absicht auf ihre Lehrsätze geniessen werde! Die goldene Zeiten werden sodann wiederum auf der Erde

sich

sich einfinden, wann man einmal aufhöret, die Diener der Altäre mit Schwertern zu bewafnen; wann der Erdboden nicht mehr mit Blut und Thränen getränket wird, die man zur vermeynten Ehre der Gottheit fliessen macht; wann die Glaubenslehren keine Quelle von Zwietracht und Verfolgung mehr sind, woraus die Menschheit aller Orten ersäuft werden will. Eine sanfte, menschenfreundliche, philosophische Religion wird an die Stelle der Schnörkeleyen und Thorheiten treten!

Gleiche Vortheile sind auch von dieser bürgerlichen Toleranz, daß ich mich so ausdrücke, zu erwarten: denn wenn mehrere aufgeklärte Patrioten über einen Gegenstand, der das Wohl und Wehe ganzer Völker betrifft, ihre Untersuchungen, Erfahrungen und Vorschläge mit der gesetzgebenden Macht in schuldigster Ehrfurcht theilen dürfen; wenn der unpartheyische Beurtheiler der sinkenden Wagschaale die überwiegende Gründe der grössern Wahrscheinlichkeit und Nützlichkeit beymißt: so hat die Nation immer weniger zu befürchten, als wenn einige, mit dem Alexandershiebe eines gewaltsamen

samen Machtspruches, den verwirrten Knoten aufzulösen versuchen.

Der Staat gleicht dem menschlichen Körper; und gleichwie der Körper gesund bleibt, wenn jeder seiner Theile mit den übrigen Theilen in dem Ebenmaße der Uebereinstimmung stehet; gleichwie es ferner thöricht wäre, wenn der Kopf über den Fuß, von dem er getragen wird, eine nachtheilige Verfügung treffen wollte, die für die übrige Glieder unnütze ist, ohne sich oder dem Fuß selbsten etwas zu dienen: also erhält sich auch ein Staat am zuverlässigsten aufrecht, wenn das Haupt desselben auf jedes Glied den gehörigen Bedacht nimmt. Natürlich ists, wenn die kleine Zehe vom Brande angefressen ist, so muß sie abgenommen werden: gesetzt aber, dieser Brand ist nur scheinbar; gesetzt, der Leib könnte ohne diese verzweifelte Kur gesund bleiben, wenn man nur genugsame Untersuchungen anstellte, wie das Uebel am glücklichsten entkräftet werden dürfte, ohne eine solche Aufopferung zu wagen; gesetzt man bliebe nicht bey einem einigen Arzte stehen, sondern stellte den Patienten

ten an den Weg, um auch die Meynungen der Vorübergehenden zu vernehmen, wie man es noch in vielen Gegenden des Morgenlandes mit sehr gutem Erfolge bey den Kranken zu machen pflegt: so darf sich der Körper glücklich schätzen, daß das Haupt diesen bedächtlichen Weg jedem andern vorgezogen hat.

Wenn nun aber, um auf die Anwendung zu kommen, in einem Staate Verfügungen getroffen werden, die mehr einer gewaltsamen, als wohlausgesonnenen Heilart gleichen; so ist dieses nicht selten eine Folge entweder der politischen Intoleranz, oder aber davon, daß das Haupt des Staats sich für eben so weise gehalten, als mächtig es sich es fühlte; und daß die Nation gar keine öffentliche Stimme hatte, als über sie die wichtigsten Maasregeln festgesetzet wnrden.

So bald man sich von Seiten der gesetzgebenden Macht genöthigt sieht, über ein ausgefertigtes Gesetz, Abänderungen, Einschränkungen, Ausnahmen, Ausflüchte, glimpflichere Bestimmungen nachfolgen zu lassen, oder bey

der Nichtbefolgung durch die Finger zu sehen, oder den Unterthan zu Schleichwegen zu veranlassen, um sich einem schwer zu erfüllenden Gesetze zu entziehen, oder ein solches Gesetz ausdrücklich, oder stillschweigend wieder aufzuheben, wenn man sonsten nicht eigensinnig genug ist, seinen gebieterischen Stolz zu behaupten, sollten auch gleich darüber tausende der Unterthanen zu Schanden gerichtet werden: so sind dies eben so viel Beweise, daß dasselbe Gesetz vor seiner Aufstellung nicht genugsam mit seinen vielfältigen übeln Folgen verglichen worden ist; es ist ein Beweis, daß man über die wichtigste Rücksichten, die man hätte nehmen sollen, bevor man die Ehrwürdigkeit der Gesetze dem Hohngelächter ausstellte, entweder flüchtig hinweggegangen, oder daß die Räthe des Monarchen selbst nicht genug Einsicht gehabt, und dieser also gleichsam hintergangen, und wider seinen Willen aus einem liebreichen Vater zu einem grausamen Tyrannen gemacht worden. Hierinnen ist die Ursache zu suchen, warum der Mann von Verdiensten bey unwissenden, flüchtigen und boshaftigen Ministern verhaßt, verdächtig und in ihren Augen gefährlich

lich ist: er wird von ihnen als eine Fackel angesehen, die den Leuten über ihre Verhandlungen und deren Triebfedern Licht verbreiten könnte: bürgerliche Intoleranz aber ist das fürchterliche Mittel, diese Lichter der Menschheit zu unterdrücken, zu ersticken und auszulöschen. Die Intoleranz von diesem Schlage, ist eine Klippe, an der die grössesten Reiche über kurz oder lang scheitern müssen. Wenn die politische Freyheit aufgehoben wird, so wird der Mann, welcher am hohen Posten sitzt, von seinen Fehlern nicht mehr benachrichtigt, und wird deren unaufhörlich noch mehrere begehen, und Thorheiten auf Thorheiten häufen. Vor wem sollte er sich auch fürchten? Der Regent bleibt im Dunkeln, wie die Mädchen im Serail; und der Unterthan fühlt die gewaltthätige Obermacht zu sehr, als daß er sichs getrauen sollte, seinen Mund der Klage zu öffnen. Regenten und Minister werden Thorheiten begehen, vor welchen sie vielleicht die Schriftsteller gewarnet hätten. Nun wird aber einer Nation wenig daran gelegen seyn, daß ein Autor Thorheiten in den Tag hinein schreibet; er schadet sich dadurch selbst am allermeisten:

lermeisten: aber daran ist der Nation viel gelegen, daß der Minister keine Thorheiten in den Tag hinein begehe; denn sie muß darzu die Haare hergeben. Die Preßfreyheit ist die reizende Gesellschafterin der politischen Toleranz; sie ist ein Nahrungsmittel für den Wetteifer des Volks: ohne sie aber werden freye Völker Sklaven und sinken hinab bis zur thierischen Dummheit!

Aller dieser Umstände wegen ist es nöthig, bey allen Vorkehrungen auch auf die Stimme des denkenden Publikums zu achten, die durch nichts unterdrückt werden muß.

Musterhaft war in diesem Betracht die Gewohnheit der staatsklugen Römer: wenn Jemand zu einem neuen Gesetze einen Vorschlag machte, so überlegte es zuerst der Senat; dann wurde das vorgeschlagene Gesetz auf ausgehängten Tafeln zur Wissenschaft des Volks gebracht; die Redner übten sich wechselseitig, die gute und schlimme Seite dieser Vorschläge aufzusuchen; und wann schon alles reiflich erwogen war, so durfte das Volk mitstimmen.

Dies

Dies thaten Republikaner: würde man unter andern Regierungsformen andere Wege einschlagen, wodurch der nämliche Zweck erreicht werden könnte; so würden Gesetze beständig durch ihr wachsendes Alter ihr Ansehen ohne fremdes Zuthun befestigen: denn jeder Unterthan unterwirft sich weit gerner einer Verordnung, die die Klügern im Volke schon gebilligt, ihre wohlthätige Folgen schon aufgesucht nnd gezeigt, und die Nothwendigkeit davon an das Licht gestellet haben, als wenn er nur blindlings gehorchen solle, weil er durch eine unverständliche Einleitung, wo der Gemeinspruch der Nothwendigkeit des allgemeinen Bestens mit Schwabacher da stehet, zur willigen Folgsamkeit erinnert, und im Entstehungsfall mit Strafen bedrohet worden ist.

Sind neuaufzustellende Gesetze schon zum Voraus dergestalt von ihrer nützlichen und nothwendigen Seite in das Licht gesetzt, daß sich die Regierung mit vollem Bewußtseyn auf ihre Anwendbarkeit, Nothwendigkeit und Nutzen verlassen darf, ohne sich jemals deren Aufstellung wiederum reuen zu lassen: ist die Nation

tion hinlänglich in den Stand gesetzt, die wohlthätige Absichten davon einzusehen, ohne durch angedrohte Strafen betäubet zu werden; hat man bey der Verabfassung den nöthigen Bedacht dahin genommen, Niemanden, ohne den äussersten Nothfall wehe zu thun, oder, wenn dieses nicht vermieden werden konnte, alle mögliche Linderungswege zur Hand zu nehmen getrachtet; hat der Monarch alles so mit eigenen Augen gesehen, und mit eigenem Gefühle geprüfet, wie er es in seinem Gesetze vorgiebt, wenn er nicht etwa das schon sehen und fühlen heißt, was ihm Andere, Gott weis aus was für Absichten und Ursachen, an die Hand geben; kann er es mit wahrem Bewußtseyn sagen, daß er seinen Namen nicht nur so zum Schein hingeschrieben, sondern durch den Glanz der Majestät die Wahrheit nur noch einleuchtender zu machen, den Bedacht genommen habe: dann nur kann er mit der Entschlossenheit eines Ludwigs des Vierzehnten, oder einer Elisabeth von England zum Werke selber schreiten.

Als jener zur Verhütung nächtlicher Bosheiten die Gassen zu Paris zu erleuchten befahl, so setzte er auf die Verletzung der Laternen die Todesstrafe; und ob er gleich mit dem Namen eines Tyrannen nicht verschonet wurde, so hatte er dennoch festen Muth genug, den ersten, welcher an denselben einen Unfug ausübte, stehenden Fusses enthaupten zu lassen. Gleiche Beharrlichkeit zeigte Elisabeth, als sie ein Verbot auf die Ausfuhr der unverarbeiteten Wolle legte, und dadurch fremde Tuchfabrikanten ins Land zu ziehen suchte. Anfänglich entstunden häufige Klagen, weil der Unterthan keinen Verschluß fande; diesem abzuhelfen, lies sie alle Wolle auf ihre Rechnung aufkaufen: als man sie hierauf der niederträchtigsten Eigennützigkeit beschuldigte, so befahl sie, um sich von diesem Verdachte zu reinigen, alle zusammengekaufte Wolle auf einmal .... zu verbrennen. Beyde erreichten hierdurch ihre Absichten, die zum Voraus eben so wohl ausgesonnen, als weise und nützlich waren.

Ein Haus, auf festem Grunde aufgeführet, bietet den heftigsten Windstössen Trotz; so

auch

auch oberherrliche Verordnungen, wenn sie den Geist der reinsten Staatsweisheit athmen, in sofern diese durch gegründete Untersuchungen und lange Erfahrung eine innere Festigkeit erreichet hat, und sich durch ihre Natürlichkeit empfiehlt.

20.

Wahrscheinlich ist es, daß der von Montesquieu behauptete, und vielfältig blindlings geglaubte Satz: daß eine gewisse Religion einer bestimmten Regierungsform angemessener seye, als eine andere, die strengste Prüfung nicht aushalte.

Gehet man von dem allgemein anerkannten Grundsatze aus, daß die Kirche im Staat, und nicht der Staat in der Kirche ist: so entstehet hieraus gleich diese erste Folgerung, daß die letztere jenem untergeordnet sey.

Nach dieser Voraussetzung hat der Staat die Befugnis, die äusserliche gottesdienstliche Handlungen so zu bestimmen, wie er es am zuträglichsten findet, wenn er nur dem Wesen derselben nicht zu nahe tritt: ist aber eine Religion so beschaffen, daß sie selbst Monarchen unterjochet; so leidet sie es auch gewiß nicht, wenn diese die Rechte des Staats behaupten wollen. Stellt man diesen Grundsatz neben die Behauptung jenes Philosophen, so erhellet der Irrthum seiner Meynung schon daher, daß er dieses in der Anwendung von derjenigen Kirche, zu welcher er sich selbst bekannte, nämlich von der katholischen sagt, die er als die angemessenste für eine Monarchie anrühmet: denn weil die Geistlichkeit dieser Kirche nicht sowohl unter der Hohheit des Landesherrn zu stehen sich fälschlich einbildet, als vielmehr dem Einfluß eines auswärtigen höchsten Oberhirten Ge-

hör geben zu müssen glaubt, der sich von jeher, bald grössere, bald kleinere Eingriffe in die Gerechtsame des Staats erlaubet hat, und hiebey bald glimpflicher bald gewaltthätiger zu Werke gegangen ist, obgleich diese Anmassungen sich mit dem Geiste dieser Religion, und den Aussprüchen ihres erhabensten Stifters, für dessen sichtbaren Statthalter er sich der Welt aufzudringen sucht, nicht im geringsten zusammen stimmen, vielweniger auf eine vernünftige Art rechtfertigen lassen: so erhellet hieraus, daß ein Monarch, der sich für glücklicher hält, über lauter Katholicken zu herrschen, und deswegen keine andre Religionsverwandte wollte aufkommen lassen, unter diesen Umständen beständig von einer fremden Macht beeinträchtigt werde, deren schleichende Mitwirkung um so viel nachtheiliger ist, da sie beständig ein Religionsinteresse unter die Mittel zu ihren Absichten zu gelangen, zu verflechten, und die Schwachköpfe, mithin den grössern Haufen, dadurch zu fesseln weis.

Sollte allenfalls Montesquieu geglaubt haben, daß ein Katholik ein besserer Unterthan

sey, als ein Anderer, weil ihm sein Religions-unterricht schon einen blinden Gehorsam aufbürdet, welcher sodann auch dem Monarchen zu statten kommt, wenn er es mit Unterthanen zu thun hat, die die unbedingte Unterwürfigkeit, und unbeschränkte Folgsamkeit mit der Muttermilch schon eingesogen; so möchte er zwar Recht haben, wenn es dem Monarchen nur darum zu thun ist, über ein Volk zu herrschen, das man als Maschine behandeln muß: allein, weil eine Maschine immer nur einförmige Bewegungen macht, ein Staat aber desto glücklicher ist, je mehr seine Bürger einen selbstdenkenden, vorurtheilefreyen Geist haben, ohne den sie niemals den höchsten Glückseligkeitsgipfel erlangen mögen; diese Befreyung von Vorurtheilen aber so lange nicht in ihrem ganzen Umfange erreicht werden wird, so lange man nicht frey behaupten darf, daß das Licht der Vernunft, dieser Ausfluß der Gottheit, das höchste Tribunal aller menschlichen Angelegenheiten ausmache: so dürfte mithin wohl das Gegentheil von der oberwähnten Behauptung Montesquieus erweislicher seyn.

Ist es ferner auch noch ausgemacht, daß der Staat sich der Religion niemals bedienen müsse, um seine politische Absichten desto leichter durchzusetzen, weil dieses anf der einen oder auf der andern Seite eine nachtheilige Volkstäuschung nöthig macht, die gewisse Irrthümer zur Folge haben muß; ist es neben dem auch noch ehrenvoller, die höchste Anordnungen durch sich selbst, und ohne fremde Beyhilfe annehmungswürdig zu machen, als derselben Bewerkstelligung durch ein Mittel zu erschleichen, das wegen seiner eigenen Ehrwürdigkeit zu keinen Nebenabsichten misbraucht werden sollte: so verliert diese Meynung vollends ihr ganzes Gewicht, besonders wenn man noch erwägt, daß erlaubte bürgerliche Zwangsmittel wo nicht bessere, doch eben so gute Wirkungen thun können, als blos sittliche, die so bald hintangesetzet werden, als man keine äussere Ursache mehr sich zu scheuen hat, und durch diese Hintansetzung wichtige Vortheile zu erlangen weis.

Dieses alles dürfte es schon einigermassen begreiflich machen, daß der Staat sich nicht um die Religion der Bürger, sondern nur um die

Befol-

Befolgung ihrer bürgerlichen Pflichten zu bekümmern habe, welche ein Christ so gut als der andere ausüben kann, er mag hernach das Konzilium zu Trient, die Bibel oder die Vernunft, zur Entscheidungsquelle seiner kirchlichen Fragen machen, wenn er nur zugleich als bekannt annimmt, was der Apostel von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit einschärft.

Da nun also die Religion auf den Werth des Bürgers, als Bürgers, keinen vorzüglichen Einfluß hat; oder, wenn sie einen hätte, die politische Regierung mangelhaft seyn müßte: so ist es lächerlich, wenn man sich da einen Unterschied einbildet, wo keiner ist. Es ist unanständig, wenn man nur gerne reiche Unterthanen im Lande hat, selbige wegen ihrem Vermögen schätzet, ihre Bemühungen gerne sieht; hingegen ihre Religion weniger einer Aufmerksamkeit würdig hält, als ihr Geld. Es ist ungerecht, wenn man denjenigen, der dem Staate wesentliche Dienste gethan hat, und noch mehrere zu thun Kräfte und guten Willen besitzet, nicht alle bürgerliche Vorrechte uneingeschränkt und ungeschmälert geniessen läßt,

läßt, die der andere auch genießt, welcher nicht vielmehr zu seinem Vorstande anführen kann, als daß er ein Landeseingeborner ist, und sich zu der herrschenden Kirche bekennet. Es ist die beschwerlichste Beeinträchtigung der natürlichen Gleichheit, welche durch das Zusammentreten in bürgerliche Gesellschaften nicht aufgehoben wird, wenn der eine, wegen einer, im politischen Betracht unbedeutenden Nebensache, die für ihn besonders aber Gewissensangelegenheit ist, seine wohlerworbene, oder versprochene Gerechtsame entweder schmälert, oder ihn niemals in den völligen Genuß derselben eintreten läßt.

Alle die, welche diese Kränkungen veranlassen, welche sie billigen, welche dieselbe, da es auf sie ankäme, nicht abstellen, welche einen falschen oder unzulänglichen Vorwand aufsuchen, um ihrer Handlungsart einen Firniß zu geben, der ihre verabscheuungswerthe Triebfedern vor den Augen des Publikums verkleistern solle; welche mit Wolfsgesinnungen unter dem Schafspelz einhertreten, und den Staat von innen, nach Art der, in den von aussen

ansehnlichen Aepfeln verborgenen Würmer zerfressen: Alle diese machen ihrem Monarchen, seinen Gesinnungen, seinen Gesetzen .... Schande, und sind nicht würdig die Diener desjenigen zu heissen, dem sie Befolgung seiner Befehle vorlügen, und mit der Maske der Rechtschaffenheit böse Thaten verbreiten, und oft ganze Länder, ja selbst die Gesinnungen ihres Monarchen in einen zweydeutigen oder schlechten Ruf bringen.

21.

Wahrscheinlich ist es, daß man in einem Lande noch keine völlig ächte tolerante Gesinnungen

nungen habe, wie es, nach den Patenten zu schliessen, der Wunsch des Monarchen ist, wo ungefähr noch folgende Mängel angetroffen werden:

Wo der Gewissenszwang bey den tolerirten Unterthanen nur aufgehoben zu seyn scheint, die herrschende Kirche aber in demselben forterhalten wird.

Wo man ein Heer von Mishandlungen, Beleidigungen, pfaffischer Kniffe und Ränke erst überwinden, sich, wie es Fälle giebt, vorher dem Teufel übergeben lassen, das Verdammungsurtheil, wie wenn es aus dem Munde des Weltrichters gesprochen wäre, anhören, und sich mit Schimpf und Schande belegen lassen muß, bevor man sich zu der geduldeten Sekte wenden darf.

Wo man zur gottwohlgefälligen Ausbreitung der herrschenden Kirche kostbare Anstalten und nordische Stifter unterhält, um die im Lande selbst geduldete Ketzer in entfernten Reichen zu bekehren, daß die Herrschaft des

irrdi-

irdischen Himmelsschlüsselverwalters desto ausgebreiteter werden möchte, anstatt daß man bedacht seyn sollte, von dergleichen, dem Zwecke einer aufrichtigen Duldung entgegenlaufenden, Stiftungen einen solchen Gebrauch zu machen, der dem Lande selbst Nutzen brächte.

Wo man, ohne auf den Werth der Sache selbst zu sehen, auf den Namen derselben schon so erpicht ist, daß, wenn dieser im Kalender stünde, man ihn, wie jenen daraus verbannte, von dem man wissen will, daß er blos mit einem andern vertauscht worden sey, um den Grad des Abscheues gegen einen Grossen zu bezeichnen, der sich freylich um Kalenderkleinigkeiten nicht bekümmert, sondern es als etwas gleichgültiges ansiehet, ob sein Name, der durch ihn merkwürdig ist, im Kalender mit rother oder schwarzer Dinte, oder gar nicht stehet.

Wo man Dukaten und Thaler der Geduldeten lieber klingeln hört, als daß man ihnen vergönnte, auf ihren Bethäusern den unschuldigen Klang einer Glocke ertönen zu lassen, um die Zeit und den Anfang des Gottesdienstes desto genauer zu bestimmen.

Wo noch öffentliche Blätter, und zwar solche, die dem Religionsunterrichte der Geistlichen bestimmet sind, es wagen dürfen, auf die Sprache des friedlichen Glimpfes und der liebreichen Bescheidenheit Ansprüche zu machen, wenn man darinnen andere, die von der Meynung der herrschenden Kirche abgehen, des Irrthums und der Irrlehre beschuldigt, sich allein die Unfehlbarkeit des Glaubens anmaßt, und den alleinseligmachenden Stempel des Himmels zu tragen vorgiebt, weil man etwa in der Meinung stehet, die Untrüglichkeit religiöser Gebräuche, und gewisser anererbten Behauptungen, die man lieber mit dem einmal angenommenen Kanzleystil vergleichen möchte, sofern dergleichen Worte zwar einen Schall, aber keinen Sinn haben, beruhe auf dem Rechte der Verjährung, so wie diese, nach der bürgerlichen Rechtsgelahrtheit zu sprechen, bey beweglichen und unbeweglichen Besitzungen endlich ein unverletzliches Eigenthum begründet; wie wenn nicht auch Muhammeds Anhänger diesen, ohne alle Behutsamkeit aufgestellten, unsichern Entscheidungsgrundsatz auf sich anwenden und sagen könnten, daß, weil ihr Religionssystem

einen weit grössern Theil des bewohnten Erdbodens beherrsche, als die christliche Religion mit allen ihren Zweigen, und sie sich von jeher die Benennung der Moslemin oder Rechtgläubigen beygeleget hätten, wie jenes arabische Wort zu Deutsch lautet; sie also das unstreitige Verjährungsrecht einer alleinseligmachenden Religion haben müßten, welcher Ausdruck jedoch nur erst so lange unter den Christen herkommlich ist, als man sich aus brüderlicher Liebe, so recht nach dem Sinn des Evangeliums, todtzuschlagen für Pflicht hielte, und hierauf hin die, der Zahl nach stärkere, Sekte den Hauptschlüssel zur Seligkeit, gegen andere Sekten ausschliessungsweise, in Verwahrung zu nehmen trachtete, ohne hiebey zu bedenken, daß die Rechte des Gewissens und der Vernunft eben so wenig einer Verjährung unterworfen seyn können, als ein Irrthum in Rechnungen, wo der Fehler, sollte er auch Jahrtausende unangefochten bleiben, so lange Fehler bleibt, bis sich einer, oder mehrere, die Mühe nehmen, mit der erforderlichen Genauigkeit die Probe über die herausgebrachte Summe zu machen, und die unstatthafte Verjährung aufzudecken.

Wo

Wo man von der hochgepriesenen Toleranz ein grosses Geschrey in die Welt macht, obgleich mit derselben dasjenige hübsch säuberlich zurückbehalten wird, was man unter minder aufgeklärten und bigotten Regierungen mit Gewalt an sich gerissen hat.

Wo sich der gekränkte Theil über die, von dem aufgeklärten Monarchen, dessen allenfalsige Nebenabsichten bey der Toleranzeinführung hieher keinen Bezug haben, erhaltene, von den untergeordneten Stellen aber verletzte Gerechtsame in öffentlichen Schriften nicht beschweren darf, weil vielleicht die Preßfreyheit von den Heerführern des Nationalgeschmackes und der Volkslektüre nicht dazu bestimmt zu seyn scheint, die letzte und sichere Zuflucht der Beleidigten zu werden.

Wo Juden noch eher zu wichtigen Bedienungen, zu Vorstehers- und Aufsehersstellen angenommen werden, als geduldete Mitchristen, obgleich jene im Verhältniß zu christlichen Staaten beynahe untauglich zum bürgerlichen

Leben

Leben sind, diese aber nur in einzelnen Meynungen sich von einander trennen.

Wo man die Versammlungshäuser der tolerirten Mitchristen und Mitbrüder mit neidischen Händen in Brand stecken kann, ohne daß der Frevler eine genaue, strenge und unpartheyische Untersuchung zu scheuen, gegründete Ursache hätte.

Wo es zwar in öffentlichen Zusammenkunftshäusern über religiöse Gegenstände zu streiten nicht erlaubet ist, damit die Gemüther nicht erbittert werden, und keine Unordnungen entstehen mögen; dagegen aber noch auf den Kanzeln, jenen Volkslehrstühlen, von welchen allgemeine Menschenliebe, Verträglichkeit, Sanftmuth, Duldung gepredigt werden, und alle Merzische Fechtbodenstreiche, alle Jostische Windbeuteleyen, alle Fastische Ausfälle, überhaupt alle Verunglimpfungen verbannt seyn sollten, die bitterste Beleidigungen gegen die sogenannte irrende Brüder und Anhänger nebenbuhlerischer Kirchen ausgeströmet werden;

den: welches alles noch desto ärgerlicher ist, wenn dergleichen ausgeartete und übelberichtete Afterlehrer, diese Wölfe in Schafspelzen, ihren Zuhörern weiß machen wollen, man könne ein getreuer Unterthan eines duldsamen Fürsten seyn, und doch den geduldeten Mitchristen das Himmelreich förmlich absprechen; man könne ein friedfertiger Bürger bleiben, und doch in dem Bekehrungseifer jenen Phantasten nachahmen, die der eifrigen Vertheidigung der Kirche, oder vielmehr ihrem Eigennutz, Hochmuth und Herrschsucht zu lieb, die ganze Welt in Unordnung gesetzet haben; man könne Menschenliebe ausüben, und doch mit kaltem Blute behaupten, daß wer nicht ein Glied der einzigen vermeynten Braut Christi sey, ohne weiters verloren gehen müsse; wie wenn von den tausend Millionen auf Erden zugleich lebender Menschen das Himmelreich nur etwa für drey Zwanzigstel offen stünde, für alle übrige Menschenkinder aber auf alle Ewigkeiten verschlossen bliebe; wie wenn das angebliche erste sichtbare Oberhaupt der Kirche, der Apostel Petrus, nicht selbsten gesagt hätte: Wer Gott fürchte und Recht thue, sey ihm,

ohne Unterschied der Nationen, angenehm; .... man könne .... Doch man müßte ja selbst von Sinnen seyn, wie ein Prediger, der aus diesem Tone spricht, wenn man alle seinen ausgeheckten Unsinn auflesen und widerkäuen wollte!

Wo das geduldete Häuflein an einem gedoppelten Joche ziehen, das heißt, seine Gebühren dem Diener der Religion, von welchem es sich, vermöge seiner erhaltenen Freyheit und den Anforderungen des Gewissens, abgesondert, fortentrichten, und zugleich für den kärglichen Unterhalt seines eigenen Seelsorgers seine dürftige Beyträge entrichten muß, damit die geschenkte Gewissensfreyheit ja recht theuer zu stehen kommen möge.

Wo man unbesuchte Kapellen lieber leer stehen, und baufällig werden läßt, als daß man sie einer andern Gottesverehrung öfnete, um ja durch derselben Veräusserung der herrschenden Landesreligion keinen Abbruch zu thun; wie wenn die herrschende Religion mit Verminderung der Kirchengebäude schwächer würde, obgleich Paulus selbst gegen die Athenienser

ser behauptete, daß Gott nicht in Tempeln wohne, von Menschenhänden gemacht, mithin die Zahl seiner Lieblinge nicht nach jener Zahl abrechne; wie wenn eine solche käufliche Uebergabe nicht besser wäre, als die Unterthanen sofort zu nöthigen, mit Anstrengung aller Kräfte und mit drückenden Schulden ein neues Bauwesen zu unternehmen, und sich eben dadurch ausser Stand zu setzen, bey bürgerlichen Kräften, und nützliche Unterthanen zu bleiben.

Wo man sogar im Stande ist, den Anhängern der herrschenden Kirche zu verwehren, der Gottesverehrung der neueingeführten Gemeinden beyzuwohnen, obgleich dieses einer der sichersten Wege ist, die wechselseitige, eben so schimpfliche, als gemeiniglich ungereimte Religionsvorurtheile zu beseitigen, welches letztere aber nur alsdenn geschieht, wenn man sich mit den unbekannten, verkannten, misdeuteten, lächerlich gemachten, und geflissentlich verschwiegenen Grundsätzen einer solchen Kirche bekannt zu machen, die schicklichste Gelegenheiten benützen darf.

Wo man nur für den Unterricht der Kinder aus der herrschenden Kirche von Seite des Staates sorget, wie wenn die übrigen nicht auch die öffentliche Beherzigung verdienten, um zu nützlichen Unterthanen gebildet zu werden.

Wo man sich, ohne alle Scheu, der schicklichsten Gelegenheiten, der Volksbücher, der Kalender, die in Jedermanns Hände kommen, bedienet, um die, durch heilige Gesetze begünstigte Personen durch zweydeutige und unglimpfliche Urtheile herabzuwürdigen, und durch ungereimte Ausstreuungen vor den Augen derer zu demüthigen, die entweder von der wahren Lage der Sache und ihren Nebenumständen keine Kenntniß haben, oder aber, daß ja keine Gelegenheit, die Schwachen boshaftigerweise zu berücken, verabsäumt werde, in der Dunkelheit forterhalten werden, damit sie an eigener Beurtheilungskraft niemals wachsen, oder den Ungrund mancher Ungereimtheiten aufzufinden lernen mögen: .... Anderer Dinge zu geschweigen!

23.

Wahrscheinlich ist es, daß ein Staat, worinnen eine auswärtige Macht für die Sonne, der Monarch selbst aber nur für den Mond gehalten wird, wie sich Päbste im Gregorischen Tone belieben auszudrücken, nicht so mächtig ist, als er eigentlich seyn könnte, wenn dieser fatale Widerspruch gehoben wäre: und wahrscheinlich ist es, daß eben dieser Widerspruch gemildert werden dürfte, wenn man die Toleranz festen Fuß fassen läßt.

So wie ein getheiltes Ansehen einen geschwächtern Eindruck macht; also ist im Gegentheil die vereinigte Macht des Vorurtheils, das sich bey irgend einer Nation, oder bey irgend einer Volksgattung eingeschlichen hat, desto nachtheiliger: wird aber die Nation angewöhnet, jene schädliche Vorurtheile abzulegen, welches durch den täglichen und vervielfältigten Umgang mit Leuten am allerbesten geschehen kann, die dergleichen niemals gehabt haben:

haben: so wird der Monarch immer mehr Ansehen gewinnen, je weniger Antheil Fremde daran nehmen.

Der Grundsatz der Geistlichkeit überhaupt ist der, den Einfluß auf das Gewissen der Menschen fortzubehalten, und zu befestigen: da aber die Gewissensfesseln weit stärker sind, als jene des Körpers; so ist es begreiflich, daß den Monarchen desto mehr entgegengearbeitet werden kann, je weniger sie sich mit der geistlichen Macht vertragen zu wollen geneigt sind: und so lange dies wahr bleibt, so lange wird auch die ungereimte und staatsnachtheilige Wirkung nicht aufhören. Die hiebey am meisten wirkende Ursachen werden entkräftet durch den Umgang mit Leuten, die in Gewissenssachen mehr von sich selbst abhängen, als von andern. Ich gebe es zu, daß vielleicht ein Katholik, versteht sich ein solcher, bey dem die Springfeder der Religion die einzige und stärkste ist, mehr Staatsenthusiast werden könne, als entweder ein Nichtkatholik, oder ein solcher, der die Religionspflicht von andern Obliegenheiten eines guten Bürgers behörig

abzusondern weis, wann die Priesterschaft von den Regenten so ins Interesse gezogen werden will, daß diese die Schnellkraft ihres Allvermögens sichtbar werden läßt: da es aber nach der Erfahrung aller Zeiten sehr kützlich ist, die Geistlichkeit zu so etwas zu vermögen, ohne daß man ihr in andern Fällen wieder nach ihrer Pfeife tanzt; so ist es gemeiniglich nothwendig, daß ein Regent kleine Vortheile durch übergrosse Preise erkaufen muß, die einem Dritten in den Sack fallen, und jenen seine eigene Unmacht fühlen lassen.

Die Vermeidung alles dieses dürfte wohl nicht der letzte Nutzen der Toleranz seyn!

24.

Wahrscheinlich ist es, daß der Zweck der Toleranz nicht ganz schicklich befördert werde, wenn Eheleute von verschiedenen Religionen, ihre Kinder, nach der Verschiedenheit des Geschlechts, auch in verschiedenen Religionen erziehen zu lassen, gesetzlich angehalten werden.

Die edelste Absicht bey der Toleranz für den Staat kann nur jene seyn, allerley Menschen, ohne Rücksicht auf Religionsmeynungen, glücklich und gegeneinander verträglich zu machen: selten aber trift man diese erhabene Volkstugend der Verträglichkeit da an, wo die Eintracht nicht schon in den Häusern erlernt, und gleichsam mit der Muttermilch eingesogen werden kann. Diese frühe Angewöhnung aber ist bey dem obigen Erziehungsgrundsatz, vermöge dessen Eltern verschiedener Religionen, auch ihre Kinder zweyerley Kirchen widmen müssen, unmöglich, wenigstens äusserst schwer.

Es muß nämlich bey den Kindern in den zartesten Jahren, wo ihre junge, noch ungeübte Seelen nicht nur alle äussere Eindrücke eben so leicht, als weiches Wachs, annehmen, sondern dieselbe gemeiniglich auch sehr lange im unverfälschten Angedenken behalten, in diesen Jahren, sage ich, muß es bey den Kindern eine sehr widrige Empfindung erregen, wenn sie nicht einerley Lehrer besitzen können; nicht in die nämliche Kirche geführet werden; bey ihrem Unterricht bald von sieben Sakramenten, bald aber nur von zwey hören; zum Theil sich mit dem Kreuze bezeichnen, zum Theil das Kreuzmachen unterlassen sollen; sich bald mit einem gewissen, neben den Stubenthüren angebrachten Wasser benetzen, bald aber das nämliche nicht thun müssen: wenn sie die Mutter an gewissen Tagen des Fleisches sich entäussern sehen, die ein gleiches zu thun auch den Schwestern einschärfet, während dem der Vater mit den Kindern seines Geschlechts guten Geschmack daran findet; oder im umgekehrten Fall, wenn der Vater an dem Rosenkranze klappert, während dem die Mutter, ohne daß sie ihre Andachten zählte, blos gefaltete Hände

zum

zum Himmel erhebt: wenn sie die Mutter einem Marienbild oder einem Nepomuck eine tiefe Verbeugung machen sehen, wohingegen der Vater, ohne auf diese hölzerne oder steinerne, mit Kränzen und Bändern umhängte Figuren sein Augenmerk zu richten, ohne Umschweif daran vorbeygehet: tausend andere Umstände mögen den Kindern noch aufstossen, die sie deswegen als widersprechend finden müssen, da sich die Eltern bey der Behandlung derselben, in zwey verschiedene Sekten theilen, und die Kinder jene ganz von einander abweichende Verhandlungen wahrnehmen, die sie aus geheimnisvollen, für sie räthselhaften Gründen, theils mitzumachen, theils zu unterlassen, angewiesen werden.

In einem solchen Alter sind die Kinder gemeiniglich auch noch wisbegierig, wollen von Allem die Ursache erforschen; und wenn sie denn mit kindlicher Eintracht sich einander an den Händen nehmen, die Schwesterchen mit den Brüdern die Mutter, die Brüderchen mit den Schwestern den Vater über einen und ebendenselben Gegenstand fragen: was werden sie

über

über die geheimnißvolle Mienen der Eltern denken, wenn der Vater wegen den Töchterchen, die Mutter wegen der Gegenwart der Söhne nicht recht mit der Sprache heraus will; oder gar aus Unbehutsamkeit widersprechende, und sich durchkreuzende Antworten erfolgen? Werden sie nicht hierdurch zur Gleichgültigkeit, und zum Mistrauen angewöhnet? Müssen sie nicht gegen eines von den Eltern, dessen Zurechtweisung sie am wenigsten befriedigte, einen Verdacht schöpfen, der den Pflichten des Gehorsams nachtheilig ist?

Und was wird unter diesen Umständen von ächten kindlichen Begriffen, von ihrer Religion überhaupt, zu erwarten seyn, wenn das eine Kind zu einem bärtigen, mit Stricken umwundenen Prediger in die Kirche gehen muß, wo es bey lichtem hellen Tage ein Heer von Lichtern angezündet erblicket, das andere aber einen Geistlichen zu sehen bekommt, dessen Aufzug nicht so abentheuerlich, sondern mehr gewöhnlich, und dem, wann er am Altare stehet, das liebe Tageslicht hinlänglich ist? .... Zuverlässig werden sie sich über dergleichen Vorfallenheiten

fallenheiten, welche so stark auf die Sinne wirken, miteinander besprechen, und ihre unreife Bemerkungen einander mittheilen. Unfehlbar werden sie einander auf das, was sie gesehen und gehöret, neugierig machen, und ihren schwachen Forschungsgeist auf die Folter spannen. Durch dergleichen Nebensachen werden sie von nützlichern Dingen gänzlich abgeleitet werden. Sie werden beobachten, daß die Haushaltung zwey Parthien macht; auf der einen Seite stehet die Mutter mit den Töchtern; auf der andern der Vater mit den Söhnen: dies unerklärbare Benehmen derjenigen Personen, die über Tische nur Eine Familie ausmachen, wird sie befremden: und, Gott weis was für Wirkungen hieraus entstehen mögen!

Man stelle aber den Fall so, daß die Kinder in eben derselben Religion erzogen werden; so können doch nicht so viel unglückliche Abgeschmacktheiten zum Vorschein kommen, als vorher, weil bey dieser Voraussetzung eines von den Eltern seine Grundsätze eher geheim halten, und manchen, ausserdiesem unvermeidlichen Zweydeutigkeiten ausweichen kann, wenn

es

es sich um den Religionsunterricht der Kinder nicht so unmittelbar zu bekümmern hat, als wenn beyde zugleich daran Theil nehmen müssen, und es also nach der gesetzlichen Anweisung für Beruf des Gewissens halten, ihr Scherflein zur religiösen Bildung ihrer Abstämmlinge nach Kräften beyzutragen, oder sich wohl noch gar mit einander zu bewetteifern, ohne zu wissen, daß sie eben hierdurch den Samen der Zwietracht in die junge Gemüther unvermerkt ausstreuen, wovon die Früchte so bald zum Vorschein kommen werden, als die Religionszöglinge auf den Inhalt des Gelernten aufmerksam werden, und nach und nach Vergleichungen anzustellen im Stande sind.

Nur wäre jetzt die Frage: Welcher Religion die Kinder mit grösserem Fug zugethan werden müßten, wenn jene Schwierigkeiten wollten vermieden werden: der Religion des Vaters, oder der, wozu sich die Mutter bekennet?

Man nimmt sonsten gemeiniglich bey der Beantwortung dieser nicht unerheblichen, und, wie

wie aus dem bisherigen erhellet, in vielen Rücksichten äusserst wichtigen Frage, ohne daß man sich zugleich auch über die Folgen ausbreitet, dreyerley Grundsätze an, und sagt, daß man entweder auf diejenige Religion das vorzüglichere Augenmerk zu richten habe, welche im Staat die herrschende sey, und diesem zufolge müßten alle Kinder ohne Ausnahme die im Lande herrschende Religion annehmen: oder, weil die Mutter sich mit den Kindern, ihrem Unterrichte und Erziehung am meisten zu beschäftigen, der Vater aber wegen Berufsarbeiten sich damit abzugeben weniger Zeit habe; so sey es schicklicher, wenn die Religion der Mutter auf die Kinder fortgepflanzet werde; nach dieser Regel würden alle Kinder in die Religionsfußtapfen der Mutter treten müssen: oder, wenn man noch recht glimpflich zu Werke gehen will, so sucht man einen Mittelweg, um keinen Theil der Eltern vor den Kopf zu stossen, und verwilligt ihnen die Befugniß, die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter aber in jener der Mutter erziehen zu lassen. Dieses Letztere ist auch das gewöhnliche, erzeugt aber gerade

rade jenen grossen Fehler, um dessen Verbesserung es hier zu thun ist. Alle diese Auswege aber scheinen theils der Toleranz überhaupt, theils der natürlichen Billigkeit und einer edeln gesetzgeberischen Klugheit nicht vollkommen angemessen zu seyn. Ich will von diesen dreyen einen Fall nach dem andern genauer auseinander setzen, und hernach einen andern Grundsatz an die Hand geben.

Bey der Entscheidung dieser Erziehungsfrage auf die im Staat herrschende Religion Rücksicht zu nehmen, finde ich aus folgenden Gründen nicht billig. Die erste Regel, die das Verhältniß der Kirche und des Staats gegeneinander bestimmet, ist jene, daß die Kirche dem Staat untergeordnet bleibe: das erste Staatsgesetz aber, ist die Glückseligkeit der Unterthanen, die sich ohne Ruhe und innere Eintracht der Familien nicht gedenken läßt. Was also auf den innern glücklichen Zustand der Familien Einfluß hat, macht einen Gegenstand der Staatsaufmerksamkeit aus.

Hieraus möchte man aber vielleicht abnehmen, daß der Staat eben deswegen befugt sey, denen von seinen Unterthanen erzeugten Kindern diejenige Religion aufzudringen, welche im Staate die herrschende ist, weil man dieselbe vorzüglich begünstigen, und, als die gebilligtere, auch ausbreiten müsse. Man sieht aber auf den ersten Augenblick schon, daß unter diesen Umständen ein solcher Staat weder jenem Grundsatz getreu bliebe, vermöge dessen der äusserliche Zustand der Kirche um deswillen der Wohlfahrt des Staats untergeordnet bleiben muß, weil nach der schon oft erwähnten Regel der Staat nicht in der Kirche, sondern diese in jenem ist, mithin die innere Glückseligkeit der Familien, worauf sich das Wohl des Staates am meisten beziehet, der kirchlichen Ausbreitung auch nicht aufgeopfert werden darf, noch aber, daß sich derselbe Staat der Toleranz zu rühmen habe. Er wird zwar, vermöge eben dieser unvollständigen Toleranz, denen im erwachsenen Alter hereinkommenden Unterthanen die Gewissensfreyheit verstatten; aber er legt denselben auf der andern Seite, in Absicht auf die Kindererziehung, wiederum

den empfindlichsten Gewissenszwang auf, da er sich der Befugniß anmasset, den Kindern eine Religion zu geben, die der Staat hat, und nicht diejenige, worzu sich die Eltern nach ihrem Gewissen bekennen. Welche Eltern, die ihre Kinder für das edelste Kleinod, für ein von der Vorsicht ihnen anvertrautes Pfand halten, würden so ein Verfahren Toleranz nennen? Oder, wie kann ein solcher Staat die Absicht haben, alle seine Unterthanen zu beglücken, da er sie vielmehr auf der empfindlichsten Seite kränket?

Es scheinet demnach überhaupt natürlicher zu seyn, wenn der Staat niemals den Familien das Religionsmodell aufzudringen sucht, sondern dieselbe nach den natürlichsten Gründen auf die ungezwungenste Weise die Vorkehrungen treffen läßt: nur käme es noch auf die Bestimmung der natürlichsten Regeln hiebey an, worauf auch von den Gesetzen den Unterthanen ein Fingerzeig gegeben werden dürfte, damit sie von dieser ihnen zuständigen Befugniß desto leichter Gebrauch machen mögen.

Daß man, um den zweyten Fall zu berühren, auf die Religion der Mutter auch nicht Rücksicht nehmen könne, ist ganz leicht zu begreifen. Es ist zwar wahr, die Mütter haben sich mit der Erziehung der Kinder am meisten abzugeben: aber die mütterliche Sorgfalt ist gemeiniglich auch nur damit beschäftigt, sich auf die körperliche Bildung der Kinder einzuschränken. So untadelhaft und lobenswürdig diese Sorgfalt ist, so gewiß ist es gleichwohl auch, daß es in den meisten Fällen ziemlich armselig um Kopf und Herz der Menschen aussehen dürfte, wenn sie keine gegründetere Religion, keine geläutertere, und der Würde des erhabenen Gegenstandes angemessenere Begriffe, als jene, hätten, die die Mütter den Kindern einflößten.

Hätte es damit seine unbezweifelte Richtigkeit, daß die Mütter mehr Geschicklichkeit und Musse darzu besässen, den Kindern Religionsunterricht zu ertheilen; so müßte der Staat von Rechtswegen darauf antragen, daß Söhne und Töchter beständig von der Mutter in ihrer Religion erzogen würden: denn weil

dem Staate in gewissem Betracht an der Erziehung der Söhne mehr gelegen seyn muß, als an der religiösen Bildung der Töchtern, indem der Beruf dieser letztern einfacher, bey jenen aber ausgebreiteter ist; so scheint es, unter jener Voraussetzung, nothwendiger zu seyn, die Söhne der Mutter, und nicht dem Vater zu übergeben, weil derselbe gemeiniglich zu viele Berufsgeschäfte hat, als sich in das Erziehungsgeschäft in Absicht auf die Religion, genauer einlassen zu können. Da aber, wie ich schon gezeigt habe, die Voraussetzung, daß die Mütter eben so geschickt wären, den Geist der Kleinen zu bilden, als ihre Körper anzubauen, gemeiniglich keinen Bestand hat; so läßt sich daraus abnehmen, daß es unsicher ist, wenn man um deswillen die Kinder ohne Ausnahme in der mütterlichen Religion wollte erziehen lassen. Doch die Unstatthaftigkeit dieses Grundsatzes wird noch einleuchtender werden, wenn vollends der Ungrund der dritten Erziehungsmethode wird beleuchtet seyn.

Wenn der Staat nicht berechtigt ist, den Kindern seiner Unterthanen die herrschende

Religion aufzudringen, in so fern sich nicht beyde Theile der Eltern zu derselben bekennen; wenn es ferner an dem ist, daß auch die Mutter den Ton in der Religion nicht angeben kann, weil sich ihre Beschäftigung meistentheils auf die körperliche Bildung der Kinder einschränket, und sie öfters selbst nicht genugsame Kenntnisse von der Beschaffenheit ihrer Religion, folglich auch keine bestimmte und deutliche Begriffe davon hat: so kommt es jetzt noch darauf an, ob es nicht lobenswürdig sey, einen Mittelweg dahin einzuschlagen, daß die eine Hälfte der Kinder in der Religion der Mutter, die andere Hälfte aber in der Religion des Vaters, nach Maasgabe des Geschlechts, erzogen werde?

Es läßt sich schon aus dem Bisherigen abnehmen, daß man eben diesen vermeynten Mittelweg als eine völlig unpassende Auskunft zu betrachten habe, wodurch der Knoten niemals gelöset wird; und daß eben dieses Scheinmittel den Eltern nicht nur ungleich theurer zu stehen kommt, als wenn sie ihren Kindern einerley Religionsunterricht dürften

geben

geben lassen; sondern daß es eben dieser zweyfache Unterricht ist, welcher Unheil in die Familien bringet, und die öffentliche Ruhe nicht selten unterbricht. Ja, die Natur scheint diesfalls selbst ihre Einwilligung hierzu versagt zu haben. Denn dies wird sich doch hoffentlich Niemand träumen lassen, daß die Kinder bey dem Eintritt in die Welt, wo ihre Seelen noch ganz ungebildet da liegen, wie ein Papier, das auf sich nach Gutbefinden der Menschen diese oder jene Gedanken schreiben läßt, nach der Verschiedenheit ihres Geschlechts, eine vorzüglichere Anlage zu einer Religion vor der andern mitbringen sollten, und daß besonders die Söhne geschickter wären, die Religion des Vaters, so wie die Töchter jene der Mutter anzunehmen. Auf den nicht zu verhoffenden Fall aber, daß vielleicht doch so eine Grille in etlichen Köpfen herumflattern möchte, dienet gleichwohl zur beruhigenden Antwort, daß in der, ohnehin noch dunkeln, Zeugungsgeschichte des Menschen nicht der geringste Grund zu vermuthen vorhanden sey, daß, wenn je eine Gattung von irgend einer Ueberzeugung durch die Geburt erblich wäre, die Grundstoffe religiöser

Meynun=

Meynungen sich so bewundernswürdig von einander absondern, und sich, kämen sie von der Mutter her, gerade in das Wesen der Töchter, im andern Fall aber gerade in das Wesen der Söhne so künstlich verflechten, und jedesmal der besondern Erwartung der Eltern entsprechen sollten.

Nachdem ich nun von diesen dreyerley Erziehungsgrundsätzen geredet habe, so ist es an dem, auf einen andern überzugehen.

Ich denke, daß der Staat, oder die gesetzgebende Macht am schicklichsten handelte, wenn sie beständig die Religion des Vaters den Kindern, ohne Unterschied des Geschlechts, zu geben verordnete. Der Grund dieser Behauptung liegt nicht in der Befugniß des Staats, die darinnen herrschende Religion besonders zu begünstigen, weil diese Begünstigung eben so viel sagen wollte, als daß die herrschende Religion dem Staate nützlicher sey, als die geduldete; auch nicht darinnen, daß man nur denjenigen Ehegatten als Staatsmitglied ansehen, oder ihm Vorzüge einräumen

men müsse, welcher sich zu der herrschenden Religion des Landes bekennet. Das erste ist unbillig, weil nur der Mann unter allen Umständen das Haupt der Familie ist: dieses aber verträgt sich nicht mit der ächten Toleranz, weil der Staat nur auf gute Bürger zu sehen hat, und man ein guter und nützlicher Bürger seyn kann, ohne sich gerade zu dieser oder jener bestimmten Religion bekennen zu müssen. Daß es sicherer, natürlicher und ungezwungener sey, den Kindern, nach dieser Regel, die Religion des Vaters zu geben, wird aus dem Folgenden noch deutlicher erhellen.

Alle Gesetze räumen dem Vater die väterliche Gewalt über die Kinder beyderley Geschlechts ein: die Römer dehnten diesen Grundsatz so weit aus, daß ein Vater seine Söhne, Enkel und Urenkel, so lange er lebte, in seiner väterlichen Gewalt behielte. Die Deutschen haben zwar diese römische Grundsätze nicht vollkommen angenommen, indem bey ihnen die elterliche Gewalt überhaupt hergebracht ist, jedoch so, daß der Vater, so lange er lebet, als das Haupt der ganzen Familie, den Vorzug

zug hat. Der Vater ists, der für die Erziehung der Kinder, und für den Erwerb der hierzu benöthigten Mittel sorgen muß; selbst die Frau, wenn sie gleich an der elterlichen Gewalt Antheil nimmt, bleibt doch dem Manne, als dem Familienvater, untergeordnet: nnd in diesem Betracht ist es billig, daß auch die Kinder die Religion des Vaters annehmen.

Hier findet also kein Interesse des Staats, keine Begünstigung der herrschenden Religion statt; der Vater herrscht in seinem Hause, und nicht die Religion des Staates; dem Vater liegt es ob, dem Staate nützliche Unterthanen zu erziehen; und sobald sich der Staat durch Patente erkläret hat, auch denenjenigen bürgerliche Vorrechte angedeihen zu lassen, die nicht die herrschende Religion bekennen: so wäre es ein Widerspruch von der ersten Grösse, diese bürgerliche Freyheit mit allen damit verknüpften Vorrechten ausser dem Hause anzuerkennen, in der Familie selbst aber sie so weit einzuschränken, daß der Vater nicht einmal über die leiblichen Kinder bey ihrer Religionswahl etwas zu verfügen hätte; es wäre

die unschicklichste Beeinträchtigung der väterlichen Rechte, diese Beschimpfung der bürgerlichen und natürlichen Freyheit nicht nur auf einen Widerspruch zu begründen, sondern auch die glimmende Kohle der Zwietracht in den Häusern der Unterthanen anzufachen.

Auf diese Art verliert sich der Widerspruch, welcher unvermeidlich ist, wenn die Hälfte der Kinder in dieser, die andere Hälfte in jener Religion, erzogen werden soll. Die väterliche Gewalt, die sich schon aus dem Naturrechte herschreibet, leidet alsdenn keinen Abfall durch eine Verordnung, die aus einem falschen Gesichtspunkt hergeflossen ist, wie es nicht selten bey Gesetzgebungen zu geschehen pflegt. Die häusliche Eintracht wird weit weniger auf diesem Wege gestöret: und es ist leichter, daß der Vater sein Ansehen im Hause behaupte, wenn er darinnen durchaus den Ton anzugeben hat, als wenn der wichtigste Theil dieser Befugniß der Mutter, oder einem Traumbilde von Staatsnutzen zu Gunsten aufgehoben, und hierdurch nicht nur das elterliche gute Einverständniß unterbrochen, sondern auch selbst den

Kindern ein Stein des fortwährenden Anstosses in den Weg geleget wird. Der Vater wird sodann immerhin im Stande bleiben, seine Töchter, wie die Söhne, in der gänzlichen Abhängigkeit von sich zu erhalten; sein Ansehen wird ihm nicht geschwächt, und zur Hälfte der Mutter anvertraut werden, die gemeiniglich weniger Festigkeit in ihren Grundsätzen hat.

Die Rechtmässigkeit dieser Behauptung läßt sich noch augenscheinlicher und fühlbarer machen: Die Kinder erben von dem Vater Stand und Namen; warum sollten sie nicht auch von ihm seine Religion erben? Da die Frau dem Manne, als der ersten Person des Hauses untergeordnet ist, und sich nach seiner Denkungsart zu bequemen lernen muß, mithin auch, wenn sonsten die Liebe ihre Wahl bestimmte, von ihr zu erwarten ist, daß sie durch genauern Umgang mit seinen Religionsmeynungen werde bekannter, und eben hierdurch gegen sein Bekänntniß nachsichtiger werden: so möchte es wohl auch schicklicher seyn, wo nicht für sich, doch für ihre Kinder, auf ihre eigene Religion, dem Manne zulieb,

lieb, Verzicht zu thun. Die Mutter hatte bey der Heurath ihres Mannes ihrem angebornen Stande und Namen entsagt, und war es sogar zufrieden, daß derjenige, mit welchem sie in die engste gesellschaftliche Verbindung getreten, mit ihr nicht einerley Religion hatte: warum sollte diese Entsagung einen Abfall leiden, wenn von den Früchten ihrer Liebe die Rede ist? Warum sollte sie sichs nicht gefallen lassen, ihre Kinder, deren Daseyn die elterliche Zufriedenheit noch mehr befestiget, demjenigen Religionsbekänntnisse anheim zu geben, an welches der Vater, das Oberhaupt der Familie, sich anschließt? Die Mutter kann sich aus einer vorgeblichen Furcht vor Seelengefahr des Kindes der Annahme der väterlichen Religion nicht widersetzen, weil eben ihre Heurath mit dem Vater das untrüglichste Glaubensbekänntniß von ihrer Seite ist, daß sie dessen Religion nicht für seelengefährlich gehalten habe: denn wer wollte sich auch einem Menschen ganz überlassen, dessen Verdammniß man gewiß weis?

Die

Die Mutter machte sich verbindlich, ihr Herz einem Manne zu schenken, mit dem sie, ihrer abweichenden Religion unerachtet, ein zufriednes und glückliches Leben führen zu können, nicht für unmöglich hielte: dieses beneidenswerthe Einverständniß, dieser Grundpfeiler der häuslichen Ruhe aber, sollte alsdann gehemmet werden, wo Sorgfalt und zärtliche Liebe ihre Thätigkeit mit vereinigten elterlichen Kräften am meisten äussern sollte? Sie, die sich in den Armen, in dem täglichen vertrautesten Umgang eines Gatten für glücklich schätzen konnte, der mit ihr nicht die nämliche Glaubensmeynungen heget, diese sollte ihre Kinder für minder glücklich halten, wenn sie die Religion ihres Vaters haben, da sie es vielmehr an den Fingern abzählen könnte, daß eine solche Erziehungsverschiedenheit auch für die Eltern selbst unangenehme Folgen nach sich ziehen, und die Ehestandseintracht werde hemmen können?

Es ist gesetzlich richtig, daß die Gerichtsbarkeit, unter welcher der Mann stehet, auch die Gerichtsbarkeit der Frau werde, so bald die Heurath mit ihm vollzogen ist.

Hier

Hier behauptet der Staat seine Rechte der Ordnung und des allgemeinen Ruhestandes wegen: warum wollte aber der Staat Ordnung und Ruhestand untergraben, wenn von der kirchlichen Behörde einer werdenden Familie die Rede ist? Wenn von den Familienrechten die Frage ist, so darf man wohl in jene Zeiten zurücke gehen, wo man noch der Leitung der Natur folgte, und die Hausväter ihre ursprügliche Befugnisse ohne fremde Beeinträchtigung verwalten durften; wo edle Einfalt der Sitten noch nicht durch unbefugten Zwang verdrungen war: Rahel, Jakobs Gattin, hatte wohl ihrem Vater seine Götzen entwandt, die sie mit einer ausgesuchten Weiberlist zu verbergen wußte; es ist auch höchst wahrscheinlich, daß der Vater Laban seinen Töchtern keine Hofmeister gehalten haben werde, um ihnen von dem höchsten Wesen andere Begriffe beybringen zu lassen, als er selbst hatte: aber doch ist in den heiligen Büchern keine Spur vorhanden, daß Jakobs Söhne die Religion der Mütter hätten annehmen müssen, oder daß die verliebte Dina nicht ebenfalls die Religion des Vaters und der Brüder gehabt habe, indem diese

letztern

letztern ihr keinen Mann lassen wollten, der nicht nach ihrer Weise beschnitten war, obgleich dies junge Paar sich bereits schon werkthätig für einander erkläret hatte. Diesem Beyspiele zufolge wäre es also auch noch in unsern Tagen schicklich, die Väter in die ihnen von jeher gebührende Vorrechte einzusetzen, und sie ihnen niemals zu entziehen.

Wenn es also ein Paar Leute in ihren Eheberedungen festzusetzen für gut befänden, alle ihre Kinder, ohne Unterschied des Geschlechts, in der Religion des Vaters erziehen zu lassen: was berechtigt den Staat durch seine ungereimte Gesetze diese aufblühende Harmonie, dieses Zeichen der völligen Ergebenheit des Weibes für den Mann, durch einen zwischen sie geworfenen Zankapfel zu zerstören? Sollten sie diese alleinschickliche Anordnung aber für sich nicht getroffen haben, auf welchen Fall sodann, um allen Streitigkeiten auszuweichen, die gesetzliche Wirkung eintreten muß: so ist es dem Gesetzgeber nicht zu verzeihen, seine Bestimmungen nicht so eingerichtet zu haben, wie es der Zusammenhang der Dinge

an

an die Hand giebt. Die allgemeine Ruhe des Staats gründet sich auf die allgemeine Ruhe der einzelnen Familien, weil aus mehreren, an sich selbst schon unvollkommenen Theilen, auch kein vollkommenes Ganzes gebildet werden kann: aber der Zweck, den man durch ein unschickliches Mittel zu befördern trachtet, wird verfehlet, und die häusliche Unzufriedenheit, von den Gesetzen selber ernährt und angefacht, artet in tausend andere Unglücksfälle aus, die auf das Wohl des Staats einen merklichen Einfluß haben müssen.

Ich will es gegen alle meine bessere Ueberzeugung auf einen Augenblick zugeben, daß der Verlust der herrschenden Kirche des Staats zugleich auch als ein wirklicher Verlust des Staates selber könne angesehen werden: so verliert zwar vielleicht die herrschende Religion des Staates auf einer Seite etwas, wenn die Kinder alle die Religion der Väter anzunehmen haben; auf der andern aber gewinnt sie eben hierdurch wiederum so viel, als sie dorten, wiewohl im uneigentlichen Verstande, verloren. Man lasse die herrschende Religion

des Staates seyn, welche man will; so bald auch Anhänger anderer Sekten geduldet werden, und sich die Duldung so weit erstreckt, daß Personen der herrschenden Kirche mit Anhängern einer andern sich verehlichen dürfen: so ist es wahrscheinlich, daß sich eben so oft der Mann zur herrschenden Kirche bekennet, als die Frau; folglich wägen sich beyde Fälle gegen einander auf, und kein Theil verliert oder gewinnt etwas.

Man nehme aber auch den Fall so an, ob ich gleich keinen hinlänglichen Grund wüßte, warum er gerade so angenommen werden müßte, daß der grösseste Theil der sich verheurathenden Männer zu den tolerirten Gemeinden gehöret; so kann dies von Billigkeitswegen bey der Erziehung der Kinder in der Religion des Vaters keinen Unterschied mehr machen, nachdem es einmal andem ist, daß die Glückseligkeit der Unterthanen wegen der Religionsverschiedenheit nicht beeinträchtigt werden müsse, und man zur Aufrechterhaltung des Wohls im Ganzen nicht geradezu Bürger von Einer Religion verlangt, und an der Ausübung irgend

gend einer Religion vor der andern weit weniger gelegen ist, als an der dauerhaften, und nach festen Grundsätzen bestimmten Ruhe des Staates im Ganzen und in den einzelnen Theilen.

Vielleicht glaubt man aber, daß Bekenner verschiedener Religionen gerade alsdenn zur Eintracht am sichersten angewöhnet werden, wenn sie zuerst mit jenen Umgang haben, an welche sie durch die Familienbande der Bruder- und Schwesterliebe von den zarten Kindesbeinen an sind angeschlossen gewesen: und da sie sich also, vermöge dieser ihrer wechselseitigen Zuneigung, wegen der von einander abgehenden Religion nicht minder lieben werden; so können sie um so mehr auch andere schätzen lernen, die nicht ihre leibliche Geschwister, und gleichfalls anderer Religion sind.

Diese Einwendung aber ist nur alsdann scheinbar, wenn man nicht die mannigfaltigen Quellen betrachtet hat, woraus ich die häusliche Zwietracht bey verschiedenen Religionserziehungen der nämlichen Familie abgeleitet habe.

In jungen Jahren denken die Kinder so weit noch nicht, daß, weil sie ihre Geschwister nicht hassen, obgleich dieselbe mit ihnen nicht in die nämliche Kirchen und Schulen gehen, sie deswegen alle andere eben so liebreich behandeln müßten: im gesetztern Alter aber, wenn sie die Verschiedenheit der Religionen ihrer Eltern mit reiferer Anwendung wahrzunehmen im Stande sind, werden sie, wenn tausend andere Zwistigkeiten vermieden geblieben, dies nämliche gute Beyspiel der wechselseitigen Zuneigung und Verträglichkeit auf sich und andere machen, besonders wenn sie immerhin das Angenehme dieser Erscheinung vor sich gehabt haben, und dasselbe niemals durch unangenehme Zwischenauftritte, worzu etwa religiöse Zänkereyen die Veranlassung gegeben, unterbrochen wurde.

Es ist also nicht genug, daß eine fehlerhafte gesetzliche Anordnung über diesen kützlichen Punkt nur gerade so gelassen werde, wie sie einmal ist; sondern das Wohl der Menschheit scheint es schlechterdings zu erfordern, daß

das

das Erziehen der Kinder in verschiedenen Religionen durchaus abgestellet werde.

Sollten sich etwa Leute, die sich einander zu heurathen entschlossen sind, über diesen Punkt nicht vereinigen können, die Kinder ohne Unterschied in der Religion des Mannes erziehen zu lassen; so müßte dieses als ein vollgültiges Ehehinderniß angesehen werden: denn entweder liebt die Braut ihren Bräutigam vollkommen, oder nicht; im ersten Fall wird sie zugleich auch für sein Glaubensbekänntniß so viel Achtung haben, ihre Kinder demselben zu überlassen, da sie sich selbsten ihm zu überlassen, genug gutes Zutrauen merken läßt; im zweyten Fall aber ist es gut, daß die noch nicht auf die Probe gesetzte Liebe geprüfet werde: und da diese Liebe nicht fest war, ehe noch von der Erziehung der Kinder die Frage wurde; so ist weit weniger zu erwarten, daß sie es erst noch in der Folge werden dürfte.

Dritter Abschnitt.

25.

Wahrscheinlich ist es, daß sich ein Land der Preßfreyheit nicht laut rühmen dürfe, wo die Zensur, ohne entweder nach festen Grundsätzen zu handeln, oder, ohne einmal feste Grundsätze zu haben, den Geist der Nation tyrannisirt, und sie in einem Zwange forterhält, der weder mit der angebornen menschlichen Freyheit zusammenstimmt, noch durch den gesell-

gesellschaftlichen Vertrag, am allerwenigsten aber durch den davon zu verhoffenden Nutzen, der ein Unding ist, sich rechtfertigen läßt.

Es ist widersprechend, den Gewissenszwang auf einer Seite aufzuheben, auf der andern, minder schädlichen Seite aber einen Geisteszwang noch beyzubehalten, da doch jener nicht eher erkannt werden kann, so lange dieser nicht gehoben ist. Was würde man von der Begnadigung eines Regenten denken, der einem unter dem Geklirre der Ketten schmachtenden Gefangenen die Freyheit schenkte, ihm aber die Augen verbinden liesse, um seine Freyheit nicht benutzen zu können?

Die Anekdote von jenem blinden Manne ist dieser Sache gar zu schicklich angemessen, als daß sie die, welche selbige schon wissen, denen zulieb nicht noch einmal hören könnten, die sie noch nicht gelesen haben, da vielleicht die Anwendung für beyde gleich neu ist.

Ein Blinder hatte eine Frau, die er sehr zärtlich liebte, ob ihm gleich feindselige Lippen

ins Ohr raunten, daß seine Zärtlichkeit einem häßlichen Gegenstande zu Theil werde. Ein Augenarzt von gutem Ruf erbot sich, ihm zu seinem Gesichte wieder zu verhelfen. Nein, sagte der Blinde, die Liebe macht mich glücklich; ob ichs auch noch nach der Kur seyn werde? stehet dahin: ich ziehe meine Blindheit der Einbusse jenes Glückes vor!

Man sagt von diesem Manne, er sey weise, weil er seine Glückseligkeit nicht aufs Spiel gesetzet habe; wenigstens ist seine Weisheit durch seine freye Wahl sichtbar. Was ist aber von einem Staat zu denken, der seinen Unterthanen die Gewissensfreyheit schenket, und doch zugleich Mittel ergreifet, daß sie sich derselben nur blindlings bedienen können? Der Blinde entsagte seinem Glücke freywillig, und würde sich umfehlbar minder glücklich gefühlet haben, wenn es nicht bey ihm gestanden wäre, den Staar auf den Augen zu behalten, oder ihn wegräumen zu lassen: wie kann sich aber eine Nation für glücklich achten, der es nicht einmal frey gelassen ist, sich jener Mittel ungehindert zu bedienen, welche zur Aufklärung

führen,

führen, mit der Gewissensfreyheit im engsten Schwesterbunde stehen, und dem Leitstern der Preßfreyheit folgen?

Das Gefühl eines vorher nicht bekannten Bedürfnisses ist desto beschwerlicher, wenn man es zu befriedigen ausser Stande ist. So wie die von den freyen Künsten nie keine Vortheile zu ziehen wissen, welche sich ihnen nicht widmeten; so ist auch Aufklärung, Preß- und Gewissensfreyheit nur ein leerer Name für die, welche von den Schildwachen an der Heerstrasse, die zu der Weisheit führet, unfreundliche Ribbenstösse zu gewärtigen haben, wenn sie ihren forschenden Augen dahin einen Blick erlauben wollen, wo es frey hinzuschauen ein Staatsverbrechen ist.

Zensur, als Sicherheitswache gegen die Aufklärung betrachtet, gleicht einem engen Kordon, welcher unter dem Vorwande, die Ausbreitung der Pest zuvorzukommen, die Grenzen bewahret: unter diesem versteckt man bisweilen seine kriegerische Absichten, durch jene aber ist man alle Augenblicke im Stande, mit der einen

nen Hand wieder an sich zu ziehen, was man mit der andern verschenkt hatte.

Wenn man das Wesen der Zensur zergliedert, so scheint sie, ausserdem daß sie die Schriftsteller gegen das Publikum im Respekt zu erhalten hätte, eigentlich um deswillen aufgestellet zu seyn, Sorge zu tragen, damit keine nachtheilige, gefährliche, oder gefährlich scheinende Meynungen unter das Volk kommen: wie wenn man glauben dürfte, eine ganze Nation habe sich für ein paar Kredenzer ihres Geschmacks, und dessen, was der Mischung ihrer Nervensäfte angemessen sey, oder nicht, erklärt, um überall derselben Urtheile zu folgen. Daß dies kein Mensch, der eigene Vernunft besitzt, und sich dieses Besitzes bewußt ist, jemals thun werde, ist ausser allem Zweifel; und wie sollte auch ein anderer darüber ein Urtheil fällen können, was meinem Gaumen und Magen, geschweige meinen Seelenkräften zuträglich ist!

Man lasse diese Wissenschaftsvorschneider ein Hundert Menschen der lesenden Welt so voll=

vollkommen genau kennen, als ein fürstlicher Leibmedikus seinen Gebieter, dessen Verdauungsgeschäft er alle vier und zwanzig Stunden zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen körperlichen Phänomenen zu beurtheilen die besondere Gnade hat, nur immer kennen mag, welches aber bey der Zensur kein möglicher Fall ist, da man doch wenigstens alle Monate eine Untersuchung anstellen müßte, wie weit jene entweder vorgerückt oder zurückgeblieben sind, wie viel Vorurtheile sie indessen abgelegt oder neue eingesogen haben? u. s. w. Die Zensoren sollen, gegen alle Wahrscheinlichkeit, von diesen Hunderten die Geistesfähigkeiten so genau kennen, wie wenn sie selbige mit einem, obwohl zur Zeit noch unbekannten, Barometer der Seelenkräfte und der Aufklärungsanlage abgewogen oder abgemessen hätten: so werden sie doch mit ihrem angemaßten Urtheile über mehrere tausend Andere im Finstern tappen.

Von dieser Seite angesehen hat die Zensur einen eben so abentheuerlichen, als unmöglichen und unedlen Zweck: abentheuerlich ist er, weil man dadurch ganze Völkerschaften am

Gän=

Gängelbande, wie die Unmündigen, zu leiten sucht; und in so fern ist die Zensur die beleidigendste Sottise, die man einer ganzen Nation nur machen kann: unmöglich ist er, weil es nicht immer gewiß, nicht einmal wahrscheinlich ist, daß die aufgestellte Zensoren alle Beurtheilungskraft im wissenschaftlichen Fache allein sollten eingesogen haben; aber auch zugestanden, sie sollen die Weisesten unter Millionen seyn, so werden sie sobald zu den verächtlichsten Gecken sich herabwürdigen, als sie glauben, daß es ihren Ruhm und ihre Weisheit nicht entehre oder gar verdächtig mache, wenn sie den Despotenzepter in dem unbegränzten Reiche der Vernunft annehmen; wenn sie vor einem Richterstuhl nicht zurücke beben, auf dem sie die Einsichten der Völker, ihre Geistesveredlung, ihre Denkkraft, ihre Weisheitsbegierde, das angeborne Streben nach Wahrheit, den unwiderstehlichen Drang sich auch über das Reich der Möglichkeit auszubreiten, in Fesseln zu behalten trachten; wenn sie Fähigkeiten genug zu besitzen wähnen, für das ganze Volk, von dessen Erziehung, Neigungen, Anlagen, Fähigkeiten, bereits schon erworbenen

Kennt=

Kenntnissen, und andern unendlich verschiedenen Abstufungen sie grösseſten Theils nichts wissen und nichts wissen können, das Wort zu nehmen, und den Pflegevater und Vormünder ihres Denkens zu machen: sie hören auf, sage ich, die Weiseſten zu seyn, so bald sie Dreistigkeit genug haben, diesen Auftrag anzunehmen; oder, wenn sie ihn angenommen, sich demselben entweder nicht wieder entziehen, oder doch wenigstens den Monarchen mit der wahren Gestalt der Sache, bekannt machen. Unedel ist endlich dieser Zweck um deswillen, weil man der Nation an der empfindlichsten Seite wehe thut; man sucht sie vor gefährlichen Sätzen zu bewahren, und bedenkt dabey nicht, daß sie nur desto lüsterner nach dieser verbotenen Waare wird, indem verbotene und konfiszirte Bücher immerhin am meisten gesucht, und am fleißigsten gelesen werde.

Heut zu Tage, sagt Helvet, findet man nur in verbotenen Büchern noch Wahrheit, in den andern wird gelogen. Die meisten Schriftsteller thun in ihren Büchern, was die Weltleute im Umgange thun: ihr einzig Bestreben

geht

geht einzig und allein dahin, in der Gesellschaft zu gefallen; ob es durch Lügen oder durch Wahrheit geschieht, daran ist ihnen wenig gelegen. Mithin wäre die Zensur zugleich auch ein politisches Machwerk, Lügen und Thorheiten unter ein Volk zu bringen, weil sie gerade das nicht darunter kommen läßt, was das Gegengift von Lügen und Thorheiten ist.

Wollte man eine Nation auf irgend einen Gegenstand aufmerksam machen, so dürfte man, statt der Empfehlung, nur diejenigen Schriften verbieten, worinnen derselbe behandelt ist. Man könnte vielleicht einem Buchhändler am besten zum Reichthum verhelfen, wenn man alle in seinem Verlag erscheinende Werke durch ein Verbot zu unterdrücken Miene machte. Es geht dem Publikum bey so einem Falle nicht anders, als der Frau Kunigunde in der Fabel, die nur deswegen einen Spazierritt auf dem grossen Hunde des Hauses versuchte, den sie ausser diesem nicht einmal um sich leiden konnte, weil ihr dieser Ritt von ihrem Manne verboten war. Der römische Hof besaß sonsten Feinheit genug, staatsklug zu Werke zu gehen,

hen; aber er vergaß sich und die Mittel, seine Absichten geltend zu machen, da er einen Eibel mit dem Bannstrahl zu demüthigen suchte; dieser wird dadurch in den Augen der Welt so wenig gedemüthigt, daß vielmehr Jedermann nach seiner Abhandlung von der Ohrenbeicht ein sehnliches Verlangen äussert. In den Verzeichnissen der verbotenen Bücher findet man gemeiniglich die nützlichsten und ausgesuchtesten Werke, weil die Wahrheit unter Kontreband einen der wichtigsten Artikel ausmacht.

Indessen ist diese Maxime doch nicht immer an dem rechten Platz angebracht: so lange ein Knabe noch nicht weis, daß ihm eine Scheere gefährlich ist, weil sie eine scharfe Spitze hat; wenn man ihn nicht die Klugheit lehret, sich dieselbe nützlich zu machen, aber zu gleicher Zeit sich vor ihrer Schärfe zu hüten; so lange wird ihm dieselbe noch gefährlich bleiben. Gleiche Bewandniß hat es mit noch nie gehörten Sätzen: wenn der Mensch diese nicht kennen lernt, um sie bey sich selbst zu prüfen; wenn er überhaupt nicht in den Stand gesetzt wird, das Wahre von dem Scheinbaren

durch die Uebung unterscheiden zu lernen; wenn man ihn nur in der Dunkelheit erhält, damit man nicht nöthig habe, ihn auch mit dem Unterschied zwischen Licht und Schatten bekannt zu machen; wenn man Bücher verbietet, deren Behauptungen, wenn sie auch wirklich falsch wären, man dem Publikum nur aus der Ursache nicht auftischt, weil man ihm entweder zu wenig Einsicht beymißt, dieselbe zu prüfen, oder, weil vielleicht Wahrheiten darinnen vorgetragen sind, vor deren Bekanntwerdung man sich aus Bewußtseyn der gemachten Fehler, schämet; wenn man den Leser niemals in die Lage kommen lassen will, seine eigene Vernunft zu seiner Führerin zn machen, um sich nicht alle sein Lebetag von andern hofmeistern lassen zu müssen, die mit der Geistesverfinsterung behaftet sind, und an der schon unheilbar gewordenen Krankheit, dem Mangel an gereinigten Begriffen, daniederliegen: so wird er zwar vor angeblichen Zweydeutigkeiten sichergestellet bleiben, aber es wird ihm dabey wie einem unerfahrnen Apotheker gehen, der eine Pflanze, weil man sie für giftig und unnützlich in seinen Kram ausgiebt, nicht kennen

lernt,

lernt, und also auch die brauchbaren Theile davon nicht erhalten kann.

Man lasse uns, um die Gräuel der Verstandesverwüstung, die eine Zensur im Durchschnitte immerhin enrichtet, genauer zu beleuchten, den allgebietenden Zensor auf seinen Thron begleiten, der auf den traurigen Trümmern der an sich gerissenen Geistesbeherrschung aufgeführet ist, der, so lange er stehet, das redendste Denkmal eines verabscheuungswürdigen Verstandesmonopoliums bleibet. Eine Schrift wird vorgelegt, um über ihr Schicksal vor dieser ersten und letzten Instanz, entscheiden zu lassen. Der, welcher seine eigene Wenigkeit als den selbstherrschenden Despoten des Nationalparnasses zu betrachten geruhet, und den Bart, wofern er schon einen hat, mit unnachahmlicher Selbstzufriedenheit wollüstig streichelt, siehet dieselbe durch; und je nachdem es seine Laune mit sich bringt, läßt er den Zügel, womit er die Aufklärung, wie Phöbus den Sonnenwagen, im richtigen Gleise seiner vorgezeichneten Traumordnung zu erhalten sucht, entweder schiessen, oder zieht ihn an sich,

während

während dem das Orakel von seinem Munde ausfließt, daß diese vorliegende Schrift angenommen oder verworfen werde.

Ist eine Schrift wässerig genug, daß sie ohne Gewissensskrupel, ohne Furcht, die ehrenvolle Stelle einzubüssen, ohne Gefahr zu laufen, der Toleranz ein Opfer gebracht zu haben, oder irgend einen angesehenen Schwachkopf zu beleidigen, aus der ganz begreiflichen Ursache gedruckt, und der Leser um sein Geld und die darauf zu verwendende Zeit betrogen werden kann, weil in dem Hirn desselben davon eben so wenig aufgefangen werden wird, als in dem, des Zensors: so geht es dem letztern wie einem nomadischen Tartarn, der, wenn er seine dürftige Mahlzeit und mitunter ein Stückchen Roßfleisch verzehrt hat, auf einer benachbarten Anhöhe durch seine Herolde ausrufen läßt, daß es nun allen Königen und Grossen des Erdbodens ein gleiches zu thun vergönnet seyn solle. Und so ist das Urtheil über die Schrift, aber auch über die Fortschritte der Nation mit allen den glückseligen Folgen auf einmal gefället, die dieselbe hätte stiften können, aber jetzt nicht mehr

stiften

stiften kann, weil der hochgebietende Zensor alles miteinander in der Geburt zu ersticken für zuträglich erachtete, indem er nicht glauben konnte, daß noch Jemand da etwas Nützliches würde entdecken können, wo er entweder zu kurzsichtig, oder zu eigenliebig für seine eigene, aber auch zu mistrauisch gegen fremde Einsichten war. Er überlegt hiebey nicht, daß er durch diesen, nicht selten unüberlegten, Machtspruch, der seine eingeschränkte Einsicht, seine Laune, seinen Eigensinn, seine Vorliebe oder Abscheu gegen den Verfasser oder gegen eine besondere Materie, seinen Stolz, seinen Eigennutz, und unzählig andere Triebfedern zur Quelle haben kann, mit der Nation, wie mit einem Balle spielet, der von den Knaben bald in eine Mistpfütze gerollet, bald aber aus Zufall in einem helleren Bache wieder abgespühlet wird.

Man hat in einem gewissen Lande, das sich über schlechte Bevölkerung eben nicht zu beschweren hätte, eine politische Berechnung angestellet, um wie viel der Staat an Innwohnern reicher seyn könnte, wenn die Ehelosigkeit

keit der Priester niemals wäre eingeführet gewesen; vielleicht würde ein Mann mit Neckerschen Talenten in seiner Kalkulation noch weiter gegangen seyn, und die Summen berechnet haben, die dem Monarchen, wenn er so und so viel Unterthanen mehr besteuren könnte, in den Sack fielen; wenigstens wird den geistlichen Herren von den Annehmlichkeiten des ehelichen Lebens nie nichts zu Theil werden, wenn sie nicht irgend einen pfiffigen Finanzminister auf die Seite bringen, der ihnen diese von dem römischen Eigennutz aufgebürdete Last des Cölibats dadurch abzunehmen trachtet, daß er den weltlichen Eigennutz mit ins Spiel zu ziehen sucht: aber ich wünschte, daß man in einem gewissen andern Lande, wo Denk- und Preßfreyheit noch ein Hirngespennst ist, das sein Wesen nur in den Köpfen mancher Zeitungsschreiber hat, berechnen möchte, um wie viel Grade der Aufklärung die Nation vorgerückt seyn könnte, wenn die Blüthen derselben nicht immer von Zensoren vertilget würden, deren Nervensaft man eben deswegen für gefroren halten möchte, weil sie die Aufklärung so stattlich hindern: es wäre der Mühe werth, alle

die

die guten, aber in der Geburt erstickten Gedanken, mit ihrem unzählichen Nutzen, den sie würden gestiftet haben, in Rechenpfennige verwandeln zu können, um die Gebirge von Rechenpfennigen anschauend zu machen, die man davon aufthürmen könnte: es möchte keine undankbare Arbeit seyn, diese Betrachtung einer besondern Untersuchung zu würdigen, um ein Ungeheuer in seiner Häßlichkeit darzustellen, dessen Verwüstungen im Reiche der Vernunft eben so groß ist, als die Verheerungen, die die Wallfische unter den kleinen Seefischen anrichten, von welchen man sagt, daß sie ihren ungeheuern Schlund öfnen, in demselben die spielende Fischlein erwarten, um sie alle auf einmal zu verschlingen. Man kann zwar nicht läugnen, daß die Keuschheitsgelübde nicht von allen, die geweihte Glatzen auf den Köpfen herumtragen, ganz strenge gehalten werden, sondern daß sie vielmehr ihre Kinder nur unter entlehnten Namen in die Welt schicken; und es gewinnt auch beynahe das Ansehen, daß man diesen Kunstgriff von jenen abgesehen habe, um sich den Zensorskeulen dadurch zu entziehen,

 daß

daß man anonyme Werke unter fremde Pressen giebt, die sodann an ihrem eigentlichen Geburtsort schon eher geduldet werden, da man den einheimischen Lesern soviel Bescheidenheit beymißt, sie werden gute Schriften von selbsten für Geburten des Auslandes ansehen, ohne ihre eigene Patrioten und helle Köpfe gerade namentlich kennen zu müssen: aber, warum zwingt man doch den Menschen Betrügereyen ab, die so leicht vermieden werden könnten, wenn man der Natur ihren Lauf liesse! Doch, bey dieser Ausschweifung hätte ich beynahe vergessen, daß wir unterdessen dem Zensor auf seinem Throne die Zeit lang gemacht haben dürften.

Nimmt man sich etwa gar mit frecher Stirne die Freyheit, nach der Entscheidungsursache des Zensors demüthigst zu fragen; so erhält man, wann der Horizont ungewöhnlich heiter ist, allenfalls die peremtorische Abfertigung: Das Volk ist noch nicht an die Verdauung solcher Grundsätze gewöhnt; sie sind schädlich; sie sind gefährlich: .... Bey sich selbst aber mag er wohl

noch

noch so viel hinzudenken: Diese vorgebliche Wahrheit hält nach meiner weitumherschauenden und tiefen Beurtheilungskraft die strengere Probe nicht aus: da ich aber als der Geschäftsträger der Nation im Fache des Bücherwesens auch wissen muß, was für sie taugt; so bin ich, vermöge dieses mir anvertrauten Amtes den unfehlbaren Schluß zu machen wohlbefugt, daß dieselbe auch in aller übrigen Menschen Augen als unächt nothwendig befunden werden muß, so daß also das Lesen derselben ein wahrer Zeitverderb wäre: Und weil ich selbst nicht vermögend bin, daraus einen Nutzen abzuleiten, indem mein allsehender Adlersblick viel zu viele Ungereimtheiten bemerkt; die Nation aber doch unmöglich geläutertere Einsichten, als ich, haben kann, der ich die Quintessenz aller ihrer Fähigkeiten in mir vereinigt fühle, mithin auch am besten wissen kann, was ihrem Fassungsvermögen angemessen ist: so solle dieser Strich die Kreuz .... und .... die Queere das unverfälschte Zeichen seyn, daß ich die lesende Welt hiemit für unfähig erkläre, in denjenigen Sätzen Vortheile

zu suchen, die ich, nach der mir beywohnenden Untrüglichkeit, als Irrthümer förmlich anerkenne: und wer gegen dieses mein Urtheil handelt, der soll als Störer der öffentlichen Ruhe behandelt werden!

Man sage mir, ob es eine grössere Tyranney, als diese, geben kann? .... Die Zensur ist es, welche den unabänderlichen Gesetzen der Natur eine andere Richtung zu geben sich anmaßt. Die Erfahrung aller Zeiten und aller Menschen lehret es, daß man in der Welt das Gute und Böse zugleich kennen lernen müsse, wenn man von dem ersten den Werth einsehen, das letztere aber verabscheuen, und sich davor verwahren lernen will. Gleichwie ein Gemälde keinen guten Geschmack verräth, wenn nicht das Kolorit durch den naheliegenden oder entfernteren Schatten erhoben und verherrlichet wird: also wird auch der Mensch sein Urtheil niemals befestigen lernen, wenn er nicht Wahrheiten gesammelt hat, die desto unumstößlicher für ihn sind, da er sie aus dem Chaos des Wahren und Falschen mit Behutsamkeit

hutsamkeit herausgelesen, und das eine durch das andere erkennen und schätzen gelernet hat. Niemals wird eine Nation zur männlichen Einsicht gelangen, wenn man ihr nicht genug männlichen Verstand zutraut, um sich selbsten überlassen werden zu dürfen. Beständig wird ein Volk kindische Begriffe ernähren, wenn es immerhin als Mündel behandelt wird, folglich auch nicht die Erfahrung eines Volljährigen erlangen kann: niemals wird derjenige ein ganz wahrscheinliches oder völlig gegründetes Urtheil von einer Sache fällen können, der die Zweifel noch nicht weis, die man dagegen zu erheben im Stande ist.

Die christliche Religion würde nie so gut gegen Anfälle der Freygeister gesichert worden seyn, als sie es zur Zeit ist, wenn es nie dergleichen Leute gegeben, oder, wenn sie nicht Gelegenheit gehabt hätten, ihre Einwürfe an den Tag zu bringen, um wider ihren Willen den Vertheidigern der guten Sache Veranlassung zu geben, sich zur Wehre zu stellen, und das Wesen der Zwei-

fel,

fel, und zugleich auch ihre Hinfälligkeit an das Licht der Wahrheit zu bringen, und eben hierdurch viele in ihrem Glauben noch mehr zu befestigen. Eine Festung wird leichter und nachdrücklicher vertheidigt, wenn man nach einigen Belagerungen geschickter Feinde einsehen gelernt hat, wo derselben am leichtesten beyzukommen ist, um sie an der gefährlich erfundenen Seite noch sicherer zu stellen. Der Gedanke des Verfassers der Briefe aus Marokko ist demnach so übel nicht, wenn er ein Kollegium errichten wollte, um über den abwechselnden Geschmack der Nation von demselben aus Bücherlisten urtheilen zu lassen, damit dasjenige Fach am gemeinnützigsten möge bearbeitet werden, das am meisten Liebhaber gefunden.

Alle diese Beyspiele passen auf unsern Gegenstand: so lange man dem Volk nur gewisse Sätze vorkäuet, um ihre Mägen und ihre Köpfe nicht zu beschweren; so lange der Staat die Befugniß zu haben, und mit gutem Erfolge ausüben zu können sich beglaubiget, dem Forschungsgeiste Ziel und

Maße

Maße setzen zu können: so lange werden seine Bürger wie die Kinder bleiben, denen man nie etwas anders, als aufgewärmte Milch vorsetzte, aus Besorglichkeit, eine derbere Speise möchte ihrem Magen zu schwer seyn: so wie diese aber beständig Milchmägen behalten werden, die sobald erkranken, als sie ihre gewöhnliche Kost nicht mehr haben können; also werden auch jene im Denken und Handeln .... beständig Kinder bleiben; sie werden einem verzärtelten Menschen ähnlich seyn, der, wenn ein rauhes Lüftchen wehet, das Zimmer hütet, und so bald an das Bett gefesselt wird, als er aus Noth einen solchen gewagten Schritt ins Freye machen muß.

Nie würde die Anatomie in der Medizin eine nützliche Wissenschaft geworden seyn; nie hätte man von dem erkannten Umlaufen des Bluts Vortheile ziehen können, wenn man fortgefahren hätte, alle die mit gleicher Strenge zu mishandeln, wie sogar Päbste es jenen machten, die zu Bologna zuerst auf diese Entdeckung geriethen, und einen menschlichen

Körper

Körper zu zerlegen wagten: und jene, diesen Wohlthätern der Menschheit gemachte Hindernisse, sind beynahe mit diesen von der nämlichen Art, welche eine pünktlich seyn wollende Zensur stiftet. Gewiß sie richtet mehr Schaden an, als der beabsichtete Nutzen, wenn er auch erreicht werden könnte, groß wäre.

Hat je die verwegene Hand eines Schriftstellers Dreistigkeit genug, die guten Sitten zu beleidigen, sich an dem Monarchen pflichtvergessen zu vergreifen, oder sich sonst etwas gefährliches zu Schulden kommen zu lassen; so ziehe man ihn dafür zur Verantwortung und Strafe. Wird man es jedem Autor zur Nothwendigkeit machen, sich nennen zu müssen; so wird er sich durch Verwegenheit nicht in Ungelegenheit stürzen, oder durch eine ungesittete Schreibart seinen guten Namen in einen zweydeutigen Ruf bringen wollen. Schickt man aber anonyme Schriften in die Welt: so hat es dabey die nämliche Beschaffenheit, wie bey einer reichsstädtischen Regimentsform: .... jeder Senatsverwandte

ist

ist gegen Schande eben so unempfindlich, als wenig ihn der Ehrgeiz kützelt, eine gute That zu verrichten: in jenem Fall verkriecht er sich unter den übrigen Haufen, und sagt, ich habe nichts gethan; ich habe es nicht allein gethan; ich für mich allein konnte nichts ausrichten; wodurch er die Schande, die auf ihn fallen würde, von sich ablehnet, oder sich nicht viel daraus macht, weil er sich nicht allein zu schämen hat: im andern Fall aber, da er weis, daß jede gute Handlung dem ganzen Staate beygemessen wird, ohne sie einem einzelnen zuzuschreiben: so dünkt ihn der verhältnißmäßige Antheil am Ruhme zu unbedeutend, als daß er es für der Mühe werth halten sollte, auf etwas Zweckmäßiges anzutragen. Da nun gemeiniglich diejenigen Schriften die besten sind, und am meisten Wahrheit enthalten, welche die Zensur verwirft; so nennt sich ein Verfasser nicht, weil er auf den ungewissen Fall hin, ob sein Manuskript das Imprimatur erhalten werde, oder nicht? sich keinem Haß aussetzen will, dem er desto weniger entgehen kann, wenn der ganze Zusammenhang

hang seiner Schrift einige daraus aufgefisch-te Bruchstücke, durch den Druck nicht mehr rechtfertigen kann: oder, er findet seinen Namen öffentlich anzugeben, deswegen nicht für sachdienlich, damit er sich vielleicht desto leichter mit seinem Froschgeschrey unter den grossen Haufen der Schriftsteller verkriechen, und die Folgen seiner sich selbst zugezogenen Schande nicht fühlen möge, weil er im Dunkeln gehüllet bleiben kann. Aber, das Froschgequäke wird aufhören, wenn man sich nennen muß, so wie andere, unter dieser nämlichen Bedingung, auch vorsichtiger und bescheidener zu Werke gehen werden.

Noch ein Einwurf muß hier beleuchtet werden, mit dem man aber desto leichter fertig seyn kann, da er schon durch die bisherige Ausführung entkräftet ist. Uneingeschränkte Handelsfreyheit, sagt Schlözer, ist ein eben so auffallend Ding, wie uneingeschränkte Freyheit zu handeln überhaupt. Beyde sind möglich, wenn in jenem Fall alle Kaufleute, in diesem alle Menschen hocherleuchtet und grundehrlich sind: im ersten Fall

Fall wäre keine Handelseinschränkung, im zweyten gar keine Regierung nöthig. Eben so möchte man vielleicht auch sagen, uneingeschränkte Preßfreyheit setze Leser voraus, deren Grundsätze und Sitten durch nichts verfängliches und schlechtes mehr erschüttert werden können: so lange aber dieses nicht so sey, werde auch Einschränkung der Preßfreyheit nöthig seyn. So weit ich zu glauben entfernt bin, daß der grössere Theil der Menschen diese Festigkeit je erlangen werde; so gewiß bin ich auch überzeugt, daß es mit der Erschütterung der sittlichen Grundsätze in Absicht des Einflusses auf das gesellschaftliche Leben so gar gefährlich nicht aussehen werde, wenn die Umstände so sind, wie ich sie voraussetze: denn wenn durch die moralischen Zwangsmittel der Schande und Ehre die zügellose Schreibseligkeit gebändigt wird; so ist dies eine weit sicherere Behutsamkeit, als den Preßzwang so beyzubehalten, wie er nothwendig mehr schaden, als nützen muß. Aus der Preßfreyheit folgen auch derbe Geiselhiebe der Kritik; die Furcht vor diesen, wird bey guten Köpfen die nämliche Wir-

kung

kung thun, wie die Furcht des Zweykampfes im Militär, wo man sich am allerhöflichsten herumzanket; sie werden in der Ordnung gegen einander bleiben, um nicht lächerlich gemacht zu werden: denn selten beleidigt man denjenigen, den man nicht ungestraft beleidigen zu dörfen glaubt.

Um nun auf die Schlußfolge von allem diesem zu kommen: so ist also die Zensur unter allen Umständen nicht nur unnütze und unnöthig, sondern auch noch schädlich; folglich kann sie ohne allen Schaden aufgehoben, und der Nation die ehrenvolle Freyheit zugestanden werden, mit dem Kompasse ihrer eigenen Beurtheilungskraft auf dem Meere der Wissenschaften und der Meynungen herumzusegeln, und neue Entdeckungen zu machen: und dann .... Glück zu der Fahrt!

26.

Wahrscheinlich ist es, daß in einem Lande, wo der Name Preßfreyheit nur ein Wortklang, und die Sache selbst ein Hirngespennst ist, der Monarch selbst auch von diesem Blendwerk, das nur in die Ferne schimmert, wie Leuchtholz, den bleibendsten Schaden fühlen müsse.

Die Natur der Sache bringt es schon mit sich, daß derselbe für sich allein nicht alles vor- und einsehen könne; und eben so gewiß ist es, daß tausende seiner Unterthanen sich ihm zu Füssen zu werfen durch tausendfältige Umstände verhindert werden, wodurch ihm Wahrheiten vorenthalten bleiben, die er anders nicht, als durch eine zwangslose Preßfreiheit in Erfahrung bringen kann.

Man könnte vielleicht die Preßfreyheit nicht unschicklich mit einem Gehörrohre vergleichen, das die Klagen der entlegensten Un-

terthanen dem Monarchen bekannt macht; und wenn nicht durch dieselbe die schlechten Handlungen vom ersten Staatsminister an bis auf die geringsten Beamten herab, ins Licht gesetzt und erwiesen werden dürfen; wenn man nicht Heuchlern die Larve abziehen, und sie an den Pranger der öffentlichen Verachtung stellen darf; wenn die, gegen den Willen des Souverains mishandelte, Unschuld ihre Klage nicht vor den unpartheyischen Richterstuhl des unbefangenen Publikums, worzu die Väter der Völker auch mit gehören, bringeu darf: so bleibt dieselbe unter dem stillen Drucke, indessen dem Monarchen von allen Seiten durch niederträchtige Hofschranzen die genaueste Befolgung seiner Befehle und Verordnungen .... vorgelogen wird.

Diese Betrachtungen allein sind es, die einen Monarchen im tiefern Norden veranlassen konnten, die Preßfreyheit von allem Zwange zu entledigen, weil sie die sicherste und letzte Freystätte der verletzten Gerechtigkeit, das einzige Schröckbild der Gewaltthä-

tigkeit, und das oberste Appellationsgericht der gekränkten und mishandelten Unschuld ist.

Es ist immerhin ein zweydeutiges Zeichen, wenn in einem Lande nicht alles gesagt und geschrieben werden darf, was man gerne sagen oder schreiben möchte: Unwahrheiten widerlegeu sich von selbst, so wie Wahrheiten nicht genug empfohlen werden können. Wenn eine Regierung, sagt Helvet, verbietet, Schriften zu drucken, welche Staatsangelegenheiten betreffen; so thut sie eben damit das Gelübde der Blindheit! So lange meine Finanzen gut verwaltet werden, und meine Armeen wohl disziplinirt sind, erklärte sich einmal ein grosser Fürst, so lange mag wider meine Staatsverwaltung und Disziplin schreiben, wer will. Wenn ich aber eines von beyden, oder beyde vernachlässigte; wer weis, ob ich nicht alsdenn die Schwachheit begehen würde, den Schriftstellern Stillschweigen aufzuerlegen. Es gehöret mit zu den hervorstechendsten Uebeln in der Welt, daß die Fürsten so gerne die

Schmeicheley lieben: es möchten deren nur wenige seyn, welche sich das ins Gesicht sagen liessen, was der englische Gesandte dem König Friedrich Wilhelm auf die Frage: Was er von den Fürsten dächte? ins Gesicht sagte: Das sind schlimme Leute, war seine Antwort; sie haben gemeiniglich nichts gelernt, und werden durch Schmeicheley ganz verdorben. Das Einzige, worinnen sie noch etwas leisten, ist, daß sie gut reuten können: Es ist aber auch unter allen Kreaturen, die ihnen nahe kommen, das Reitpferd die einzige, die ihnen nicht schmeichelt, und ihnen richtig den Hals bricht, wenn sie sie schlecht regieren. Wenn der Himmel, dies sind die merkwürdigen Worte des Vellejus Paterkulus, einen Regenten züchtigen will, so giebt er ihm die Neigung zur Schmeicheley und Feindseligkeit gegen allen Widerspruch ein. Von Stund an wird der Verstand des Regenten verfinstert; er meidet die Gesellschaft der Weisen, wandelt in der Dunkelheit, fällt in Abgründe, und kommt, nach einem bekannten Sprichwort, aus dem Regen unter die Dachtraufe. Was spricht

man

man von mir und meiner Regierung? fragte ein chinesischer Kaiser den Weltweisen Konfuzius; Jedermann schweigt, antwortete dieser. Das verlange ich eben, erwiederte der Kaiser. Und eben dafür solltest du dich fürchten, versetzte jener. Den Patienten, dem man schmeichelt, verlassen die Aerzte; sein Ende steht ihm nahe bevor. Man muß dem Monarchen die Mängel seines Geistes, so wie die Krankheiten seines Leibes offenbaren: ohne diese Freyheit sind der Staat und der Fürst verloren.

Von weit grösserm Nutzen dürfte es demnach wohl seyn, dafür, daß eine willkührliche Zensur Manuskripte durchspürt, um jedes zweydeutige Wort mit pedantischer Strenge der Vergessenheit aufzuopfern, eine andere Kommißion zu befehligen, alle Klagen der Unterthanen aus gedruckten Schriften aufzusuchen, alle gemachte Vorschläge zu prüfen, alle Gegenstände des Tadels wo möglich zu entfernen .... und dem Monarchen

mit Vorlegung dergleichen Schriften dieses alles unmittelbar bekannt zu machen.

27.

Wahrscheinlich ist es, daß eine strenge Bücherzensur auch noch dem Buchhandel, folglich einem Nahrungszweige der Unterthanen, schädlich werden müsse.

Weil

Weil die einheimischen guten Köpfe, das was sie etwa schreiben, oder wenigstens was sie schreiben könnten, entweder gar nicht schreiben, weil sie im Lande einen vortheilhaften Verleger zu finden keine Hoffnung haben, oder, wenn sie sich etwas Vernünftiges zu liefern keine Mühe hatten gereuen lassen, die Handschrift gemeiniglich von der Zensur wieder so zurücke kommt, wie ein Regiment von einem hartnäckigen Schlachtfelde, das zum Drittel in die Pfanne gehauen wurde, zum Drittel zwar noch mit dem Leben davon kam, aber seine fernere Brauchbarkeit, unzähliger Wunden und Narben wegen, mit dem Invalidenstande verwechseln muß; zum Drittel aber noch so dürftig da stehet, wie in manchen Bibelausgaben der Schrifttext da stünde, wenn das Heer von gelehrten und ungelehrten Noten davon loßgerissen würde: so ist nichts natürlicher, als daß man im Lande selbst am Schreiben keine Freude hat; oder um der Zensur kein Stein des Anstosses zu werden, nur unerhebliches, armseliges, unrichtiges Gezeuge liefert, dessen sich das würdigere Ausland unter der Makulatur schämen würde.

Werden

Werden die brauchbare Manuskripte, die allenfalls fremde Liebhaber noch nach sich lüstern machen könnten, im Auslande verlegt, wo man die Vortheile des Denkens und Schreibens schätzt, benutzt, und mehr auf Wirklichkeiten siehet, als einen blinden Lärmen in die Welt hineinmacht, oder ein schimmerndes Nichts in Oden vergöttert: so wird der auswärtige Bücherhandel noch mehr befördert, und der innländische dermassen herabgesetzt, daß das, was man davon auf gelehrte Messen bringt, mit den noch ungestalteten Probebögen das nämliche Schicksal hat; so hat es mit gelehrten Produkten die nämliche Beschaffenheit, als wie mit den rohen, noch unverarbeiteten Waaren, die man um geringes Geld an fremde Nationen verkauft, und, wenn sie selbige durch ihren Fleiß verarbeitet haben, in das nämliche Land wieder zurücke gehen, und vielleicht neun und neunzig Prozente daran gewinnen läßt, die als eine Abgabe anzusehen sind, welche eine träge, unkluge und unthätige Nation an Fremde entrichtet, die nicht so auf Gerathewohl in den Tag hineinlebet.

Unter

Unter diesen Umständen wird man im Auslande gewöhnt, von einem Lande, wo die Zensur, so wie die Inquisition, dem Geiste Fesseln anlegt, niemals nichts erhebliches zu erwarten, folglich auch die dorther kommenden Verlagsartikel nicht zu schätzen, weil man ein armseliges Schofel schätzen müßte: das einheimische lesende Publikum aber wird in der Meinung bestärket werden, daß nichts gut, und nichts lesenswürdig sey, was nicht zuvor die Zentnermauth, wie alle fremde Waaren, entrichtet habe. Ja der Geist einer solchen Nation wird sich nie zu dem möglichen Grade der Thätigkeit erheben, sondern immer von fremden grossen und kleinen Geistern am Gängelbande geführet werden, und jenen auf der Leiter der Vollkommenheit schüchtern und unglücklich nachklettern. Der Geist des Lichts, um mich eines entlehnten Gedankens zu bedienen, wird unter solchen Umständen, so wie vor der Schöpfung, auf dem Wasser fortschweben, und seinen Wohnsitz nicht in den Köpfen finden.

28.

Wahrscheinlich ist es, daß ein Land wenig oder keine gute Schriften zur Welt bringen wird, wo der meiste Theil der Schriftsteller seinen Appetit nur nach der Bogenzahl abmessen darf, die sie wöchentlich, monatlich oder jährlich zusammenzustoppeln im Stande sind; wo denkende Männer unter dem Dache wohnen, und schlechtere Tage habe, als die Schooshündchen der Stubenmädchen, Kammerjungfern und Mamsellen; wo hingegen der Gelehrte, es wäre denn, daß er eine Ausnahme von der Regel machte, wenn er einmal ein Amt und Besoldung hat, nach erbarer Landessitte, viel zu viel Gemächlichkeit verlangt, als daß er sich noch mit der undankbaren Arbeit des Aufklärungsgeschäftes und des Bücherschreibens abgeben sollte, da er kaum noch an demjenigen Lesen eine Freude hat, wodurch sein epikurischer Bauch ganz angenehm gerüttelt wird; .... wo das Publikum glaubt, die Schrift-

Schriftsteller hätten weiters keinen Beruf, als den, zu desto grösserer Behaglichkeit des Lesers nach reichlich zu sich genommenen Mahlzeiten, dem rastlosen Magen durch eine zweckmäßige Zwerchfellerschütterung das wichtige Geschäft der Verdauung erleichtern und befördern zu helfen, und die undurchdringliche Dünste aus dem Gehirn zu verscheuchen, die man sich durch zehnerley Weine in dem obern Stockwerk des Körpers gesammelt hat, und welche gemeiniglich auch bey nüchterm Leibe daselbst Schildwache halten, daß ja nichts wichtiges hin- und herpaßiren möge; .... wo die höhern Stellen bey Erscheinung guter Werke nicht nach dem Verfasser sich erkundigen, um zu erfahren, ob er nicht dem Staat nebenher auch noch durch eine, seinen Talenten angemessene, Bedienung nützlich werden könne, um seine künftigen Arbeiten mit mehr Geistesruhe vollenden zu können, als von Sorgen der Nahrung gequälet zu werden; wo man gute Köpfe mit Gewalt aus dem Lande schaft, daß sie durch ihre Talente eine Menge Menschen in Thätigkeit setzen, in ihrer Heimath aber desto mehr Verehrer ihrer, in der Entfernung ausgearbeiteten Schriften bekommen,

men, je mehr dergleichen Personen Verfolgung auszustehen hatten: .... wo man froh ist, wenn gute Werke vom Auslande herein kommen, damit man der verzweifelten Mühe und Kosten überhoben ist, eine gelehrte Bemühung nach Würde zu belohnen; oder daß das Land nicht gar in den Ruf der Freygeisterey gerathe, und lieber im verschuldeten Ruf der Unwissenheit bleibe: .... wo derjenige eher eine fürstliche Gnade zu erwarten hat, welcher die schlauste Art enthüllet, den Unterthanen neue Abgaben aufzubürden, die Maut zu vergrössern und den Handel zu verkleinern, als derjenige, welcher sich die undankbare Bemühung genommen, einen Vorschlag auszusinnen, der vielleicht erst nach einem halben Jahrhundert den geldgierigen Finanzen einträglich werden kann, weil man diese künftige, aber gewisse Einträglichkeit mit einer kleinen Aussaat von Kosten aus dem Erdreich hervorlocken müßte, dessen man doch gleichwohl so gerne überhoben bleibet.

Ausser allem diesem aber darf man grössestentheils darauf rechnen, daß die mit einem

hungri=

hungrigen Magen ausgebrütete Abhandlung, eben so saft- und nahrungslos für den Geist ist, als damals der Autor seine körperlichen Säfte nicht vertrocknen zu lassen, sich sichtbare Mühe geben mußte, da er den Lorbeeren und der Unsterblichkeit entgegen flatterte, aber ins Meer der Vergessenheit sich stürzte, weil er eben so wenig die Wichtigkeit des Flugs bedachte, wie Ikarus, der, als noch keine Luftschiffe Mode waren, mit wächsernen Flügeln die Lüfte durchstreichen wollte.

29.

Wahrscheinlich ist es sonach, daß die Schriftstellerey nicht im Stande ist, einen Mann zu ernähren, der, weil sich Niemand um seine Fähigkeiten bekümmert, davon zu leben genöthiget ist: welches er aber desto weniger in die Länge ausdauert, je stärker die vorberührte Hindernisse zusammen genommen sind. Ich will einen Versuch wagen, meine Vorstellung von dieser Sache noch anschauender zu machen.

Eine strenge Zensur hindert das Emporkommen freymüthiger Schriften, worinnen man die Sprache des ganzen Gefühls bey allen Vorfallenheiten reden dürfte; die Menge schlechterer Schriften, die sich vielleicht zu den guten und nüzlichen verhalten, wie Funfzig zu Eins, hindert den auswärtigen Verschluß der gelehrten und ungelehrten Waaren, und vermindert die gute Erwartung von einem solchen, im Miskredit

kredit stehenden Lande je länger, je mehr; im Lande selbst wird das Verlangen nach auswärtigen Schriften genähret, weil man endlich eines seichten einheimischen Alltagsgeschwätzes müde wird: und wenn dieser Ekel eine gewisse Stufe erreicht, und man ohnehin auf das Ausland nicht zählen darf: so kann nie kein Verleger eine erhebliche Auflage machen, und mithin auch dem Verfasser immer weniger Belohnung abreichen. Dies verursacht daß desto weniger mit Muße geschrieben wird; mit dem Aufhören der Schriftstellerey geht ein Nahrungszweig für eine grosse Menschenklasse, für alle die, welche bey Buchdruckereyen und beym Buchhandel angestellet sind, und dabey ihr Auskommen finden, wo nicht ganz verloren, doch bey weitem nicht mehr so ergiebig von Statten.

Um all' diesem auszuweichen, werden fremde Verlagsbücher neuaufgelegt und nachgedruckt, und das Verlags- und Eigenthumsrecht anderer Nationen beeinträchtigt, wodurch des Schimpfens und der Abneigung nie kein

Ende;seyn wird. .... Aber, man hebe die Zensur auf, verwende die Kosten, Besoldungen und Abschreibgebühren verbotener Bücherverzeichnisse, die bey aller hochgepriesenen Preßfreyheit noch immer ihr Daseyn haben, und eben so langsam unterdrückt werden, als der Katalogus librorum prohibitorum in einem gewissen Taschenkalender, der auf einem Sinnbild, die Preßfreyheit vorstellend, mitten in den Flammen liegt, und zwar schon seit dem Jahr 1780 brennet, aber noch eben so unversehrt ist, als er es wahrscheinlich noch nach mehreren Jahren seyn dürfte; alle diese Ausgaben, sage ich, verwende man zu Belohnungen für die, welche von Jahr zu Jahr die besten und gemeinnützlichsten Schriften liefern: dann werden dergleichen nützliche Arbeiten auch von Fremden gesucht werden, wenn man sie zur Messe bringt; sie werden vortheilhaft gegen andere neue Schriften vertauscht werden können; die einheimischen Pressen werden viel zu thun finden, weil aller Zwang gehoben ist; wegen den ausgesetzten Ermunterungspreisen werden die gelehrten Werke mehr Glanz erhalten, und hieraufhin auch grössere Auflagen veranstaltet wer-

den

den dürfen; die Schriftsteller werden sofort von ihren Verlegern besser bezahlt werden, und ihre Arbeiten länger in Pult und unter der Feile behalten; sie werden, da sie nicht sowohl ums Brod, als vielmehr um Ruhm und Ehre schreiben, der Wahrheit zulieb ihre Feder ergreifen, und Wohlthäter der Völker, und die Ehre der Nation werden; das Geld für fremde Bücher wird im Lande bleiben, theils, weil die schmackhaften Gewächse des eigenen, besser gepflegten Bodens, jene entbehrlich machen; theils, weil der Buchhandel Nutzen und Zuwachs bekommt, da sich eine wechselseitige Ausgleichung mit Büchern gegen Bücher gedenken läßt: die Nation wird im Denken sichtbare Vorschritte machen, und nicht mit schüchterner Langsamkeit in fremde Fußtapfen treten, wie Pferde, die über das Eis gehen; man wird auf die Erscheinung guter Bücher nicht mehr passen, wie der Bauer auf einen Deserteur, um die Gelehrsamkeit durch den unfreundlichen Nachdruck schüchtern zu machen. Und da man wenig Beyspiele hat, daß die Nachdrücke schöner ausfielen, als die Originalausgaben: so ist zu erwarten, daß in einem Lande, wo die Ori-

ginale etwas seltenes sind, gute Papiermacher, Schriftgiesser, Kupferstecher, und wie die Künstler alle heissen, die der Druckereyerfindung ihr ausgebreiteteres Fortkommen, oder gar ihr Daseyn zu verdanken haben, gleichfalls selten werden, da man gemeiniglich diese Leute nicht gehörig zu bezahlen sucht, oder sie ganz entbehrlich findet, indem es oft die Neugierde des Publikums nicht zuzulassen scheint, langen Vorbereitungen mit lüsternen Gaumen abzuwarten.

Diese und noch mehr andere Vortheile werden zu erwarten seyn, diese und andere Nachtheile werden können vermieden werden, wenn an die Stelle der Misbräuche gereinigte Vorstellungen treten; und man nicht allein den klösterlichen Unrath, sondern auch die Köpfe der Nation auszufegen sich anschicket.

30.

Wahrscheinlich ist es, daß Schriftsteller, die ums Brod schreiben, sich nie an die Bearbeitung wichtiger Wahrheiten wagen, und durch ihr Gewerbe selten Nutzen stiften werden.

Wenn ich hier von Schriftstellern, die ums Brod arbeiten, rede, so will ich keineswegs so verstanden seyn, als ob der Gelehrte, der würdige Schriftsteller überhaupt, um etwas Brauchbares zu liefern, völlig umsonst arbeiten müßte: so wie jedem Arbeiter sein Lohn gebühret, so gebühret er auch dem Gelehrten um so viel mehr, wenn er der Menschheit nützlich zu seyn im Stande ist: unter Schriftstellern von jener Art aber verstehe ich blos solche, die sich selbst, weil sie keinen andern Beruf in sich fühlen, zu Volkslehrern aufwerfen; und da sie gemeiniglich weder Vermögen noch Einkünfte oder besondere Handthierungen haben, das Bücher-

schreiben zu ihrer vorzüglichsten und einträglichsten Beschäftigung machen, aber eben deswegen die Wichtigkeit dieses Geschäftes entweihen. Jener sieht die Bezahlung seiner Arbeit nur als die Folge seines Fleisses, und als fernere Aufmunterung bey seinen Bemühungen an; die Bezahlung ist ihm blos eine Nebensache: dieser aber macht das Einkommen zur Hauptsache, und betrachtet seine Schriftstellerey als Mittel, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Dieser sein Zweck ist ganz einfach, daher mag ihm auch an Gemeinnützigkeit wenig gelegen seyn, wenn er nur gelesen wird. Er wird aber desto mehr gelesen werden, je weniger das Volk eine Auswahl machen kann, oder je verwöhnter der Geschmack desselben ist.

Unter vielen Hindernissen, welche Schriftsteller der letztern Klasse abhalten, oder von diesem ehrenvollen Vorhaben zurückescheuchen, stehen diese ungefähr oben an: Einen Gegenstand gründlich, deutlich und erschöpfend zu bearbeiten; Ueberzeugung mit allen Sätzen zu verknüpfen; Wahrheitsliebe zum einzigen Leitfaden

faden des Nachdenkens zu machen; Partheylichkeit aus dem ganzen Zusammenhange zu verbannen; die Folgen einer Sache in den entferntesten Winkeln aufzusuchen, und ihren Einfluß auf die jetzigen Umstände eben so wohl, als auf die Zukunft zu beurtheilen; von Schmeicheley und bittern Vorwürfen gleich weit entfernt zu bleiben; die ganze zu behandelnde Materie in seiner Gewalt zu haben; dasjenige im nöthigsten Umfange zu kennen, was andere für und wider die nämlichen Sätze gedacht und geschrieben; genugsame Beurtheilungskraft zu besitzen, das Scheinbare von dem Wahren abzusondern; treffenden Witz da anzubringen, wo andere die Wahrheit ganz plump hinwerfen würden; durch die Neuheit der Bearbeitung eben sowohl, als durch den natürlichen und ungekünstelten Uebergang von dem Vordersatz auf die Folgerung zu überraschen; überall die Beypflichtung des Lesers durch genugsames Licht den Weg zu bahnen; .... so zu arbeiten ist das Schicksal von Wenigen: es erfordert Zeit, Muße und Geduld, einen ruhigen und sorgenfreyen Geist, den derjenige nicht haben kann, der Gott um sein tägliches Brod

N 2 bittet,

bittet, aber, weil er sieht, daß heut zu Tage das Mannaregnen ausser Mode gekommen, und weder gebratene noch ungebratene Vögel von selbst ins offene Maul hineingehen, sogleich die Feder ergreift, um sie zum elektrischen Ableiter des himmlischen Segens zu machen, der menschliche Magen aber gleichwohl nicht wie der eines Kameels beschaffen ist, daß man einen Vorrath auf mehrere Tage demselben anvertrauen könnte, um hernach wieder aus dem Leibe zu zehren, indem dieser Umstand das Schmarozen mehr als irgend eine Gastakzise ausser Mode bringen könnte, die doch wohl manchem Hausvater willkommner seyn dörfte, als die so sehr verschriecene Fenstertaxen Großbrittaniens: so arbeitet man, um alle Tage ein Mahlzeitlein bestreiten zu können; und daher rühret es eben, daß sich Schrifterlinge von diesem Gehalt an Gegenstände machen müssen, die nur einer flüchtig vorübergehenden Aufmerksamkeit würdig, so wie sie selbst nur eines dürftigen Forschens an der Oberfläche fähig sind; daher rühret es, daß sie Alltagsgeschichtlein, mit frostigen Anmerkungen bekleidet, in die vergänglichen Denkmäler ihres,

res, gemeiniglich noch in ihrem Leben dahin welkenden Ruhmes eintragen, und sie dem Publikum auftischen, das durch vielversprechende und glänzende Ankündigungen irre geführt, da, wo es aufs bidre Worthalten ankäme, nur bedauert, daß nicht auch die Vorwelt, ehe das Papiermachen erfunden wurde, sich dieser weichen Makulatur, welche es jetzt um blanke Bezahlung im Ueberflusse besitzt, zur Beybehaltung der körperlichen Reinlichkeit bedienen konnte: .... daher rühret es, daß, wann diese ungebetene Pfahlbürger des Parnaßes vor den Augen des Publikums mit einander in gelehrte Zänkereyen gerathen, wie es bey jenen Herren so gern geschieht, von denen immerhin der eine von dem andern Abbruch und Eintrag befürchtet, selbe eben so nachdrücklich auf einander loßschimpfen, als wenn sie etliche Jahre vor dem Thore einer gewissen Residenzstadt auf dem so genannten Tandelmarkte in Gesellschaft der alten Weiber gewärmte Kastanien verkauft hätten, wo bekanntlich in einer Sekunde Ihro Gnaden und Schurke, lieber Herr und Bösewicht im frappantesten Dialekte mit einander abwechseln; daher rühret es, daß

wenn

wenn Leute von diesem Schlage auch würklich Schriftstellers = Talente haben, sie sich mit diesem Bewußtseyn im Spiegel ihrer eigenen Einbildung beschauen, und darinnen Schönheiten finden, die der geübteste Beobachter mit einem Vergrösserungsglase nicht entdecken würde, wodurch man die Embryonen der Blattläuse auf die zwölfte Generation hinaus mit allen Gliedmassen beschauen könnte; .... daher kommt es, daß wenn ein Stiefkind die zierlicheren Musen, ein misrathenes Kraftgenie eines Theaterhandlangers, ein elendes Mittelding von Akteur und Komödienschreiber, dessen Dürftigkeit durch eine Brandschatzung des hochadelichen und übrigen Publikums abgeholfen wird, wofür man eine, in Zeitungen genug erhobene Posse, die jenen zum Vater hat, aufführet; ein Geschöpf, das sobald zusammenhängend zu reden und zu denken aufhört, als es den Soufleur vermißt; der etwa ein funfzig Briefe zusammenschmiert, denselben den Namen von der Hauptstadt vorsetzt, unzusammenhangende Dinge und Unsinn darinnen in den Tag hinein schwätzt, daß der gesunde Menschenverstand schwindeln möchte; die Dinge im entscheidenden

scheidenden Richtertone beurtheilt, die er nicht würde verstehn lernen, wenn ihm auch Methusalems Alter zum Loos würde; welcher sich der ganzen vernünftig = denkenden Welt zum Hohngelächter auf die Schaubühne stellt, und Unrichtigkeiten zur Welt bringt, die selbst der Ausländer nicht ungerügt lassen kann: .... daß, sage ich, wenn ein solcher an Geist und Körper wurmstichiger Schriftsteller mit selbstgenügsamer Miene auftritt, und ganze Auflagen von seinen geschmack = und kraftlosen Werken abgehen sieht, dies immer ein Zeichen eines durch bösartige Schriftstellerey zerrütteten Volksgeschmacks sey, der durch dergleichen stinkende Bruten zum Unglück noch mehr verdorben wird, statt daß man ihn durch wenigere, aber desto bessere Schriften zu reinigen den heilsamen Bedacht nehmen sollte: .... daher rühret es, daß jeder ambrosische Wohlgeruch einer gutbestellten Küche in ihnen ein Jucken erzeuget, welches sie fälschlich für eine schriftstellerische Begeisterung, für Drang und Laune halten, und so fort unter eben so viel Krümmungen mit einer Geistesmißgeburt darnieder kommen, als dorten die delphische Prie-

sterinn

sterinn an sich bemerken ließ, wenn ihr der weissagende Dampf, auf dem Dreyfuß sitzend, durch jenen Weg in den Leib hinein stieg, wo bey dem gewöhnlichen Menschengeschlechte nur ein abführender Kanal sich befindet: .... daher rührt es, daß dergleichen entbehrliche Volkslehrer auf die Lehren der Nachtigalle nicht merken, welche, ob sie gleich die Meistersängerin unter den Vögeln ist, dennoch die Liebhaber ihrer harmonischen Töne durch langes Stillschweigen nur begieriger nach ihren Gesängen macht: .... daher rühret es endlich, daß der Geschmack des Volks eben so sehr durch diese verwünschte Broderwerbungsmethode verwöhnet wird, als durch Dreykreuzerkomödien in Jahrmarktszeiten, die dem noch nicht abgedankten Harlekin zulieb von der Heffe des Pöbels besucht, und nach Stand und Würden beklatschet werden: ... daher ist es zu erklären, warum oft eine Nation, die mit einer andern die nämliche Sprache führt, die nämliche Bücher lesen kann, folglich auch die nämliche Gelegenheit zur Geistesentwicklung hätte, nicht gleiche Fortschritte in der Aufklärung machet; sich mit Tändeleyen, Zeitungs-

wust,

wust, Vademekumsabgeschmacktheiten und kleinfügigen Mährchen schleppt, wann die andere schon solche Wahrheiten ihrem Geiste für angemessener hält, die auf das thätige und gesellschaftliche Leben, und auf Menschenglück Einfluß haben: .... dies ist die Ursache, daß die Keime künftiger grosser Männer noch in der Knospe erstickt werden, da sie, von dem Strome der Modeschreiberey mit sich fortgerissen nicht mehr darauf bedacht sind, den Grund zur wahren Gelehrsamkeit durch die hinlänglichsten Kentniße der nöthigen Vorbereitungswissenschaften zu legen, sondern die wichtigere Bedürfnisse mit einem Firniß zu ersetzen, der aus den Bruchstücken eines abentheuerlichen gelehrtseynsollenden Mancherleys ohne alle Auswahl zusammengekocht ist: .... hierinnen liegt endlich die Ursache, daß ein Monarch sich vielfältig genöthigt sieht, fremder Hilfe sich zu bedienen, weil er unter seinen eigenen Unterthanen zwar geschmackvolle Küchenmeister, scharfsinnige Weinverständige, üppige Prachtbeurtheiler, dicke Bäuche mit Bacchusgesichtern und witzelnde Gecken, aber desto weniger kluge Köpfe findet.

Beschluß.

31.

Wahrscheinlich ist es zu Folge dessen, was von Vorne ist erinnert worden, daß man mit den bisher beleuchteten Wahrscheinlichkeiten weiter nichts, als einen bedeutenden Fingerzeig

habe

habe geben wollen, wie viel sich über diese und noch unzählich andere, mehr oder minder wichtige Gegenstände sagen, tadeln und vorschlagen liesse, wenn man sichs nicht zum Gesetze gemacht hätte, innerhalb den abgemessenen Gränzen der beliebten Kürze zu bleiben: indessen aber möchte es doch keine unwahrscheinliche Hofnung seyn, im Fall man etwas hoffen darf, was man zu wünschen geneigt ist, daß vielleicht patriotische Denker in dem Lande, welches sein wohlgetroffenes Ebenbild in diesem, von einem Fremden ihme vorgehaltenen Spiegel schwerlich verkennen kann, wohl noch ungleich mehrere Fehler und Mängel dieser Art würden aufzudecken, und wohlgemeinte Vorschläge ihrem Vaterlande mitzutheilen den eben so heilsamen als rühmlichen Bedacht nehmen wollen; wenn sonsten diese wenige Beyträge zur möglichen Volksbeglückung das Glück haben, eine Ausnahme von dem aufgestellten Denkspruche Popens zu machen, daß das Verdienst der Wahrheitsliebe den Neid eben so unabsonderlich nach sich ziehe, als der Schatten von dem Körper unzertrenn-

 lich

lich ist; und wenn diese Blätter einige Leser finden, die das, was gesagt ist, ihrer Beherzigung würdig erachten.

32.

Wahrscheinlich ist es endlich, daß diese bisher mitgetheilte freymüthige Gedanken eines unbefangenen und friedliebenden Weltbürgers vielleicht doch einigen Nutzen stiften werden: wenigstens glaubt derselbe seine Leser, wofern die ehrwürdige Zensur nicht auf eine kleine Rache bedacht ist, und diese zum Theil unschmeichelhafte Gedanken gleichwohl Leser finden läßt, in den Stand gesetzt zu haben, über viele Gegenstände ein gegründeteres Urtheil fäl-

fällen, und die von Seiten des Verfaßers beabsichtete Nutzanwendung auf sich machen zu können. Geschieht dies, so ist der hauptsächlichste Wunsch des Verfassers erfüllt! geschieht es aber nicht; so wird es die betreffende ungenannte Behörde auch nicht ungütig aufnehmen, wann man auf sie dasjenige Sprüchwort mit der erforderlichen Einschränkung auf der einen, und der nöthigen Ausdehnung auf der andern Seite, mit aller gedenkbaren Bescheidenheit anzuwenden sich die unschuldige Freyheit nimmt, dessen Ursprung sich leicht aus der Geschichte eines ziemlich drolligten Völkleins der Vorzeit wird erklären lassen:

Sero sapiunt Phryges!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fezer, Johann Jacob,

Wahrscheinlichkeiten von einem unpartheyischen Beobachter entworfen

Philadelphia 1785

Pol.g. 982 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10771155-0
VD18 14762005-001